

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Tipps-Bieserfeld	75
Wilhelm Jordan. Von Heinrich Spiere	80
Kantischer Idealismus. Von Franz Jüxemann	87
Der Page. Von Rudolf Presber	91
Nirchshes Tod. Von Elisabeth Förster-Nienschke	98
Weh und Ach. Von Interim	97
Der tote Löwe	108

Nachdruck verboten.



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft

Brinndstraße 10.

1904.



KUPFERBERG GOLD

Deutsches
Erzeugnis.

Sobou erschienen:

Sinnen und Lauschen.

Briefe eines **Homosexuellen**
von **Hanns Fuchs**.

Preis M. 5.—, geb. M. 6.—.

H. R. Dohn, Leipzig-Probsteida.
Ill. Verlagskatalog 50 Pf. i. Briefmarken.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF,
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Sanatorium „Villa Margaretha“ in Nesse (Kr. Goostemünde) für
Nerven-, Alkoholkranke und Erholungs-
bedürftige (10 Herren). Arzt: **Dr. Koschella**. Prosp. d. d. Dir. **Chr. G. Tienken**.

Assim

Cigaretten

Mitwertvollen
Coupons

in jedem
Carton!

10 STÜCK 30

GEORG A. JASMATZKI & CO. DRESDEN.

GRÖSSTE DEUTSCHE
CIGARETTEN-FABRIK

Inseraten-
Annahme für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichsrasse 10
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.



Berlin, den 15. Oktober 1901.

Lippe-Biesterfeld.

Am sechsundzwanzigsten September, morgens um Neun, ist Ernst Kasimir, Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, an Herz-muskelschwund gestorben. Der Tod kam unerwartet, unerfleht. Fast dreißig Jahre lang war Graf Ernst gelähmt, war er vom Bett in den Rollstuhl, vom Rollstuhl ins Bett gebracht worden. Doch der stille, tapfere, in tiefster Seele fromme Herr trug sein Leid mit so heiterer Geduld, sprach so selten von seinem Schmerz, daß die Kinder sich in die Hoffnung eingelebt hatten, noch lange dem Vater gehorchen zu dürfen. Nun lag er zu letzter Raft. „Gott und mein Recht“: Das war der Wahlspruch dieses Christenlebens gewesen. Eines Lebens, in dessen Dunkel die Sonne nur in kurzer Abenddämmerung noch einen leuchtenden Scheidegruß geschickt hatte. Sechs Kinder und ein für die Repräsentation hohen Ranges geringes Vermögen. Lange Tage in Oberkassel, im posener Bezirk. Längst keine Möglichkeit mehr, frei, wie am Feldrain der glückliche Bettler, die Glieder zu rühren. Der langwierige, widrige Hader um Regentenrecht und Thronfolge. Hundert ungesühnte Kränkungen. Auch nach dem Sieg seines Rechtes noch wie verhöhnt, von den meisten Bundesfürsten gemieden, von der Reichsspitze her mit mißtrauischem Groll beobachtet, mit rauhem Wort, ein kranker Greis, schuldlos geächtigt. Bis in die letzte Lebensstunde die Sorge um die Wahrung ererbten Rechtes, die quälende Gewißheit, umspäht, aus Minengängen umdroht zu sein. . . Diesem Erleben mag Graf Leopold Julius, der älteste Sohn, nachgedacht haben, da er die Hand des Vaters erkalten fühlte. Dessen evangelischer Sinn hatte, auch mit kaum noch vernarbten Wunden, immer gewarnt: Laßt Euer Herz nicht verbittern; gebt

Jedem, was ihm gebührt, und greift selbst in Wünschen nicht frevelnd etwa nach Wage und Schwert des höhern Richters! Der verwaiste Sohn wollte gehorchen. Noch in der selben Morgenstunde erfüllte er die Pflicht, dem Kaiser ehrerbietig zu melden, daß sein Vater gestorben, die Regentschaft, nach Erb recht und Landesgesetz, auf ihn übergegangen sei. Ehe die Sonne sank, hielt er die Antwort in zitternden Händen. „Graf Lippe · Bieftersfeld, Detmold. Spreche Ihnen mein Beileid zum Ableben Ihres Herrn Vaters aus. Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen. Wilhelm I. R.“ Keine Anrede; der kühlste Ausdruck der Theilnahme; der schroffste Einspruch, der zu erdenken war. Diese Depesche erhielt ein Offizier, der dem König von Preußen treugebient, ein vom Willen eines starken deutschen Stammes zum Monarchenrecht Berufener, der die Ehrfurcht vor dem Imperator nie verlernt hat; ein Sohn, der vom kaum erkalteten Leichnam des Vaters kam.

Nicht uns ziemt es, den fern von Höfen lebenden Bürgern, die Form zu regeln, in denen die Fürsten und Regenten deutscher Bundesstaaten unter einander verkehren sollen. Ob es nöthig war, den härtesten Ton anzuschlagen und einen tief Trauernden fühlen zu lassen, daß er auf die Herrn Vamberbilt und Frau Kipling gern doch gespendete Freundlichkeit keinen Anspruch hat: diese Frage dürfen wir öffentlich eben so wenig beantworten wie die andere: ob der Satz, der „einer Regentschaftübernahme Ihrerseits“ die Anerkennung weigert, nicht auch dem Genius der deutschen Sprache Schmerz bereiten konnte. Wir haben uns an die Sache zu halten; haben zu prüfen, ob das Wort, der Wille des Kaisers mit dem Wort und Willen der Reichsverfassung zu einen ist. Und auf diese Frage lautet die Antwort kurz und klar: Nein.

„Die Rechtslage ist in keiner Weise geklärt.“ Der Kaiser irrt. Das lippische Landesgesetz vom vierundzwanzigsten März 1898 bestimmt, nach dem Tode des Grafen Ernst habe dessen ältester Sohn die Regentschaft zu übernehmen. Darüber ist kein Zweifel möglich. Nach diesem Gesetz, gegen das nur die fürstliche Linie Schaumburg · Lippe protestirt hat, ist Graf Leopold Regent des Fürstenthumes. Ob der Kaiser ihn als Regenten anerkennt oder nicht anerkennt, ist ganz gleichgiltig; ist vielleicht eine beiden Herren wichtige Privatangelegenheit, rechtlich aber belanglos. Wenn der Kaiser die ihm zu ewigem Bund vereinten Fürsten und Regenten deutscher Staaten anzuerkennen hätte, wären sie ihm untergeben und ihr Recht hinge am Wink seines Auges. Nach der Reichsverfassung aber sind sie ihm, dem ihr freier Wille den Kaisertitel schenkte, an souverainer Hoheit gleich und nicht in Gefahr, ihr

Herrschaftrecht vom primus inter pares auch nur um Haaresbreite geschmälert zu sehen. Er hat ihnen, sie haben ihm Anerkennung weder zu gewähren noch zu weigern; sie wohnen, wie er, in eigenem, durch Verfassung und Landesgesetz fest abgegrenzten Recht. „Ich lasse auch das Militär nicht vertheidigen.“ Nach Artikel 66 der Reichsverfassung sind die Bundesfürsten „Chefs aller ihren Gebieten angehörenden Truppentheile und genießen die damit verbundenen Ehren. Auch steht ihnen das Recht zu, zu Polizeizwecken nicht bloß ihre eigenen Truppen zu verwenden, sondern auch alle anderen Truppentheile des Reichsheeres, die in ihren Ländern dislozirt sind, zu requiriren“. Nach dem sechsten Artikel der Militärkonvention vom vierzehnten November 1873 haben die für das Landeskontingent ausgehobenen Wehrpflichtigen dem Bundesfürsten den Fahneneid zu leisten; nach dem siebenten Artikel steht der Bundesfürst zu allen in seinem Gebiete dislozirten Truppen „im Verhältniß eines Kommandirenden Generals“. All diese Rechte fallen dem Regenten zu, der den durch unheilbare Krankheit behinderten Fürsten vertritt. Graf Leopold ist gesetzlich bestellter Regent, Chef aller seinem Gebiet angehörenden Truppentheile und berechtigt, den zur Wehrpflicht ausgehobenen Landeskindern den Fahneneid abzufordern. Verbiethet der Bundesfeldherr, trotz der Aufforderung, diesen Eid zu leisten, versagt er dem Regenten auch nur das geringste militärische Ehren- oder Disziplinarrecht, dann fehlt er gegen Wortlaut, Sinn und Zweck der Verfassung und der Militärkonvention, die, sobald ein Kontrahent sie verletzt, zu gelten aufhören.

Parenthese. Als im März 1893 Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, der Schwager des Kaisers, in Detmold die Regentschaft antrat, war „die Rechtslage in keiner Weise geklärt.“ Oder doch? Präsident und Mehrheit des lippiſchen Landtages nannten die Regentschaft ungesetzlich und warnten vor der „Möglichkeit einer Ujurpation“. Prinz Adolf konnte sich nur auf einen Erlaß des Fürsten Woldemar berufen, der ihn zum Regenten ernannt haben sollte. Zu solcher Ernennung war der Fürst allein, ohne Mitwirkung des Landtages, nicht berechtigt. Obendrein konnte der Erlaß, die einzige, papierne Stütze dieser Regentschaft, nicht vorgelegt werden; und als ein Abgeordneter die Echtheit anzweifelte, schwieg der Staatsminister. So war damals die Rechtslage. Eine als ungesetzlich laut verdächtige, durch den Schiedspruch des Königsgerichtes später als ungesetzlich erwiesene Regentschaft. Trotzdem befehlt der Kaiser, seinem Schwager die Truppen zu vertheidigen. Jetzt ist das Regentenrecht unzweideutig klar, vom Landtag durch Gesetz und bekräftigende Resolution anerkannt. Wenn Graf Leopold darauf besteht, muß das Militär ihm in kürzester Frist den Fahneneid leisten. Das könnte kein Kaiser hindern.

Jeder hat in seiner Zeitung gelesen, wie die Depesche des Kaisers im ganzen Reich gewirkt hat. Wer aus Frankreich, England, Italien Blätter bekam, konnte Schlimmeres lesen. Wozu schmerzhaft verharshende Wunden aufreißen? Was zu sagen wäre, ist hier oft genug geiazt worden; deutlich genug, früh genug. Die Wiederholung wäre heute, wo endlich auch der Kurzsicht die Erkenntniß dämmert, ein allzu billiges Vergnügen. Keiner hat die Depesche, die das Ausland als ein neues Symptom deutscher Unmündigkeit verzeichnete, zu loben gewagt, selbst der Sanfteste sie einen ungeheuren Fehler genannt; und die gedruckte Kritik giebt noch keine Vorstellung von dem Urtheil, daß unter vier Augen gefällt wurde, — von Excellenzen und Rittern der höchsten Halsorden sogar. Gut bediente Geschäftsträger könnten von den Bundeshöfen merkwürdige Aussprüche berichten. Glissez, poète... Als der erste Schreck überstanden war, krochen leis ein paar Schwichtiger ans Licht und begannen ein klägliches Gewinsel. Eine ungemein traurige Sache; besser wäre es vielleicht ja gewesen, wenn der Kaiser den trauernden Biesterfeldern kurze Schonzeit gegönnt hätte. Ganz ungerrecht aber, verwerflich, nichtswürdig sei es, noch immer von dem Prinzen Adolf als dem Rivalen Leopolds zu reden. Der komme gar nicht mehr in Betracht. Wenn Schaumburg seinen Agnatenanspruch durchsetze, werde Fürst Georg, nicht sein jüngerer Bruder Adolf, von Karl Alexander den Lipperthron erben. Der ewige Hinweis auf den Schwager des Kaisers solle nur die von allen anderen Seiten sachlich geführte Debatte vergiften. Keine üble Finte; doch eine Finte nur. Vor vierzehn Jahren, ehe die Prinzessin Viktoria sich dem Prinzen zu Schaumburg vermählte, ist die Zusage geheißt und gegeben worden, Adolf solle, wenn die schaumburgische Linie siege, Fürst zur Lippe werden. Nur unter dieser Bedingung wurde der Ehebund geschlossen; und Woldemars unauffindbarer Erlass, der Adolf zum Regenten auserjah, ist denn auch nur um vier Wochen älter als diese Ehe. Zu so unnützlicher Hege sollte man die Mäden nicht loskoppeln. Um Adelf handelt sichs. Davan hat auch Bismarck nie gezweifelt. Er las den Artikel noch, in dem ich hier erzählte: „Für das Thronfolgerecht des Biesterfelders hatte sich, aus politischen Gründen, in Privatunterhaltungen auch Fürst Bismarck ausgesprochen; man müsse, meinte er, selbst wenn die Rechtslage weniger klar wäre, als sie in Wirklichkeit sei (er fand sie damals also klar), schon um die für die Reichseinheit wichtige Stimmung der Bundesfürsten nicht leichtfertig zu verbittern, auch den Schein meiden, als könne der Schwager des Kaisers m': besonders zärtlicher Rücksicht behandelt werden.“ Mit Recht hat der Geheimrath Kahl, der tapfere, kluge und treue Freund des Grafen Ernst,

sich auf die Thatfache berufen, daß der erste Kanzler ein „sachlich überzeugter Anhänger des biestelfelder Rechtes gewesen sei.“ Ich hörte ihn oft darüber sprechen. Er hatte die Akten des Rechtsstreites studirt und kein Hinderniß gefunden, das den Biestelfeldern, Vater und Sohn, den Weg zum Thron sperren konnte. Daß sie gekränkt wurden, verdroß ihn. „Den Welfen, deren nationaler Putsch nicht ganz so zuverlässig ist, wurde zugerufen, Recht müsse doch Recht bleiben; gewiß: aber hic et ubique.“ Am siebenten Oktober 1895 hatte er auf eine schriftliche Anfrage geantwortet: „Nach meiner staatsrechtlichen Ueberzeugung halte ich die Erbansprüche des Grafen Ernst zur Lippe für wohlbegründet und würde für sie auch aus politischen, nicht bloß aus rechtlichen Gründen eintreten, wenn ich im Amt wäre.“ (Bismarck-Jahrbuch III, 482.) Und als er in einer Zeitung die Behauptung las: er sei kein Jurist, in diesem Streit also nicht als Sachverständiger anzuerkennen, gab er mir das Blatt und sagte scherzend: „Der Esel! Ich soll kein Jurist sein? Dabei habe ich schon als potsdamer Referendar die dauerhaftesten Ehen geschieden.“ Doch die Sache nahm er sehr ernst; und wäre sicher nicht stumm geblieben, wenn er den Tag erlebt hätte, der aus Rominten den Raufreif nach Detmold trug.

Auch Graf Bülow blieb nicht stumm. Diesmal konnte er nicht, wie nach der swinemünder Depesche, sagen, der Kaiser habe nur als Privatmann gesprochen und deshalb auch seinem Namen keinen Titel beigefügt; das seltsame Kondolenztelegramm trägt die Unterschrift: „Wilhelm Imperator Rex.“ Auch mit erneutem Hinweis auf das unphilistrische Wesen seines Herrn konnte er sich nicht aus der Klemme helfen. Er mußte seine Entlassung fordern oder den Kaiser zum Rückzug überreden. Zum ersten Mal in der vierunddreißigjährigen Geschichte des Deutschen Reiches hat eine Bundesregierung offen und öffentlich dem Kaiser Nichtachtung der Landesgesetze vorgeworfen, mit „energischster Verwahrung“ gegen den Kaiser den Bundesrath angerufen, hat ein Staatsministerium und eine Volksversammlung mit gleicher Entschiedenheit gegen das Handeln des Reichshauptes protestirt. Wer Marksteine sucht: da ist endlich einer. Der Kaiser war im Unrecht; er hatte unklar genannt, was klar wie die Sonne schien, bestritten, war er nicht bestritten durfte. Grund genug für einen gewissenhaften Kanzler, ders gut mit seinem Monarchen meint, das trennende Wort zu sprechen: Nicht weiter; hier endet die Pflicht; nur für Handlungen, zu denen ich mitwirken durfte, kann ich die Verantwortung tragen; die Majestät soll erkennen, daß es noch Männer giebt, die um keinen Preis zu Handlangerleistung zu dingen sind. Seinem Herrn und sich selbst hätte Graf Bülow durch solche Rede, die That gewesen wäre, einen unvergeßlichen Dienst

erwiesen. Seinem Herrn, dessen wechselnden Winken Jeder, seit Bismarck ging, mit Beziergeschäftigkeit gehorcht hat und der deshalb lächeln dürfte, wenn er von Werth und Würde des im Amtsfrack noch freien Mannes reden hört. Sich selbst: der unter solcher Begründung aus dem Dienst Geschiedene wäre der populärste Mann im Reich, der Held Europas gewesen. (Denn Cuer künstlich, mit Püngenpülverchen, erhaltener Schlummer, Cure arme Zeitungweisheit ahnt nicht, gute Bürger, wie Europa längst schon über Cures Unterthanschaft denkt.) Der Kanzler wollte diesen Weg nicht gehen. Weil Macht doch süß ist, wie Leo Caprivi sagte, selbst so leoninisch getheilte noch immer süß? Weil ich Patriot bin, wird Graf Bülow wieder zu den Freunden sprechen; weil nur der nationale Gedanke mir Leitstern ist; und weiß nach meinem Rücktritt noch schlimmer würde. (Schlimmer? Klarer nur; und nirgends bedarf die Rechtslage so dringend der Klärung wie im Deutschen Reich.) Er bleibt; wird sich weiter bemühen, kleine und große Mauerrisse mit Kitt zu verkleben, und niemals einsehen, daß Volk und Kaiser einander längst gefunden, verstanden, zur Anerkennung ihrer Persönlichkeiten gezwungen hätten, wenn die Miquels und Bülows nicht mit flinken Mündchen zur Stelle gewesen wären. Poor Yorick! Auch auf diesem Feld bist Du der Mann der verpaßten Gelegenheiten.

Zimmerhin: was die Natur ihm zu thun erlaubte, hat der Kanzler gethan. Einen Brief geschrieben, der, nach zwölf Tagen, eine „authentische Interpretation“ der Jagdschloßdepesche geben sollte. „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt“; zwischen Rominten und Homburg liegt ja die ganze Breite des deutschen Lebens. Graf Bülow hatte sich Zeit gelassen und war doch nicht zu innerer Ruhe gelangt. Er schreibt sonst hübsch, hat im Ausdruck oft sogar eine — nur allzu kokett schielende — Feuilletongrazie, die unermöhnte Sinne bezaubert. Diesmal wars fürchterlich. „Seine Majestät der Kaiser hat mit diesem Telegramm lediglich bezweckt, die vorläufige Nichtvereidigung der Truppen für den Regenten und den Grund derselben mitzutheilen“. Wir wollen annehmen, daß die Erregung stürmischer Tage nachzitterte; nicht im Stil nur: auch im Inhalt ist's zu spüren. „Mit der Auffassung des Bundesrathes, daß die Rechtslage noch ungeklärt sei, konnte Seine Majestät sich nicht in Widerspruch setzen“. Der Bundesrath hält die Frage für streitig, wer nach dem irr sinnigen Karl Alexander in Lippe Fürst sein solle, hat noch nie aber angedeutet, wie er über das Regentenrecht des Biesterfelders denkt. Daß Thronfolge und Regentschaft verschiedene Dinge sind, weiß Graf Bülow natürlich; doch er war in der Wahl der Worte und Argumente nicht so gewandt wie sonst. Wer will darüber staunen? Der Kanzler stand vor der ungewöhnlichen Aufgabe, den

Inhalt einer vom Rex und Imperator unterzeichneten Depeſche zu widerrufen und doch den Schein völliger Uebereinstimmung zu wahren. Das that er, so gut es vermochte, gethan. „Authentische Interpretation“? Wenn schon Fremdwörter sein durften, hätte ich ein paßlicheres empfohlen: désaveu, das, weil es Erklärung, Widerspruch, Ablehnung bedeuten kann, mit seiner Spurweite hier willkommen sein mußte. Graf Leopold wird „der Regent“ genannt; die Truppen werden nur „vorläufig“ nicht vereidigt; der Kaiser, der zwölf Tage vorher die „Uebnahme der Regentschaft nicht anerkennen konnte“, hat jetzt nicht die Absicht, „der derzeitigen Ausübung der Regentschaft im Fürstenthum durch den Herrn Grafen Leopold zur Lippe irgendwelches Hinderniß zu bereiten“ (auch als Bundesfeldherr also nicht; denn nur da könnte es); und „die lippische Frage wird, ausschließlich nach Rechtsgrundsätzen, unter den Aufsizien des Bundesrathes auf schiedsrichterlichem Wege so schnell wie möglich ihre Erledigung finden.“ Mehr hatte Lippe, Anderes das Haus Biesterfeld niemals begehrt. Wenn Graf Bülow nicht in den Sirenen stirbt, wird man diesen Brief, der den — sicher nur rühmlichen — Rückzug des Kaisers verländet, zu den Ursachen seines Todes rechnen. (Werden am Bosphorus etwa schon Koffer gepackt?) Noch lebt der Kanzler; und hat, auf seine Weise, im Reich Frieden gestiftet. Die erberrliche Grafenlinie hat im ersten Treffen gesiegt; und der Staatsminister Gevekot, einst Erster Staatsanwalt am detmolder Landgericht und jetzt wirklich der furchtlos umsichtige Anwalt seines Staates, ist vom Kaiser zur Museumsweihe huldvoll nach Berlin geladen worden. Von dem Deutschen Kaiser, gegen dessen Nichtachtung lippischer Landesgesetze er vor Alldeutschlands Ohr am ersten Oktober den Schut des Bundesrathes angerufen hatte.

Ist die Gefahr nun vorüber? Das wird Herr Gevekot, werden die Söhne des Grafen Ernst selbst nicht glauben. Für sie war der Raubrreif am Telegraphendraht, wenn seine scharfe Kante auch die Haut ritzte, ein unerhofftes Glück; selbst da, wo feiger Unverstand bisher über den Oprettenstreit um das „Thronchen“ erbärmlich gespöttelt hatte, warb die Depeſche ihnen nun heftige Freundschaft. Den Schaumburgern jagte der rominter Kampfruf, trotzdem er aus ihrem Horn tönte, Schrecken ins Gebein. Aber sie sind stark, sind sehr reich; und wer reichlich mit Gold düngt, kann auf dem starren Boden ernten. Für sie wurde, mit berlinischer Hilfe, seit Jahren Alles ausgespäht, was in und bei Detmold geschah, geäußert, geschrieben wurde. Im Landtag kämpft für sie der Abgeordnete Schemel, der unzüchtigen Verkehrs mit der eigenen Tochter beschuldigt war, nur der Lagergemeinschaft überführt werden konnte, freigesprochen, von dem in Glauben und Sitten strengen Grafen Ernst aber

der kirchlichen und weltlichen Ehrenämter entkleidet wurde und seitdem alles Viesterfeldische inbrünstig haßt. Auch ein nicht ganz blankgeschuertes Schemel sichert manchmal den Aufstieg zur Macht. Und neben diesem Gutsbesitzer sichts der Stärkefabrikant Hoffmann, einer der Reichsten im Ländchen. Der ward für die Wallfahrt nach Homburg ausersehen und brachte die „authentische Interpretation“ des Kanzlers sauber heim. Schaumburg ist mächtig und schlau. Laßt den Regenten Regenten heißen, löscht das Sprühfeuer, das der Haidebrand herwehte, und sorgt in stillem Dunkel für die Thronfolge! Ist über die erst für die Bückeburger entschieden, dann nützt dem Grafen Leopold sein Regentschaftsgesetz. Bevor diese Entscheidung, die der Kanzler beschleunigen will, fällt, kann in Deutschland Manches geschehen; kann und muß. Um zu verhindern, daß der Bundesrath allein, ohne Mitwirkung des Reichstages, das Schiedsgericht bestelle. Um dafür zu sorgen, daß nicht von preussischen Richtern, deren König nun einmal Partei ergriffen hat, den lipper Erbherrenlinien das Recht gesprochen werde. Um neuen Möglichkeiten des Pankes zwischen den „auf ewig“ Verbündeten Regierungen vorzubeugen und die Fürsten, Regenten und Thronfolger rasch zu beruhigen, die der bloße Gedanke, ihre Macht müsse vom Kaiser „anerkannt“ werden, wieder in den längst abgelegten Harnisch gebracht hat. In allen Landtagen des Reiches, großen und kleinen, muß die Sache erörtert werden; anständig, aber rückhaltlos. In allen muß die Wehrheit die Regierung ermahnen, das Recht der Einzelstaaten streng zu wahren, und die Stimmführer für den Bundesrath instruiren. Preußen sollte den Anfang machen; zur Ausrodung alten Mißtrauens bietet sich nicht leicht wieder solche Gelegenheit. Das Alles muß geschehen, weil Deutschlands Völker und Fürsten die Gebote der Selbstachtung nicht verlernen wollen; weil die zwischen Telegramm und Interpretation verstrichenen Herbsttage auch dem Blödesten gezeigt haben, was auf dem Spiel steht; und weil eine Reichsgefahr, von der die deutsche Erde noch bebt, nicht mit ein paar leeren Zeitungspfrasen abgethan werden darf. Oder soll Alles wieder nur das alljährlich mindestens einmal wiederkehrende Mißverständnis gewesen sein, daß der Tüncherpinsel von der Tafel des Erinnerens wischt? Hat die deutsche Volkheit zwölf Tage lang in Born und Sorge die Kraft ihres Wollens vergeudet, weil der in Rominten hirschende Kaiser zufällig andere Worte fand, als der in Homburg badende Kanzler sie dem selben Trachten gesucht hätte? Dann bitten wir ergebenst, daß die beiden Herren einen vermittelnden „Minister am kaiserlichen Hoflager“ wählen oder sich fortan über die Orte einigen, deren Lage ihnen erlaubt, ihre Gesundheit zu pflegen, i,ren Neigungen nachzugehen und doch gemeinsam das Reich zu betreuen.



Wilhelm Jordan.

An jeder Wissenschaft kommt es nicht zuerst darauf an, Fragen richtig zu beantworten, sondern darauf, sie richtig zu stellen; auch in der Literaturgeschichte, trotzdem sie keine exakte Wissenschaft ist. Und da müßte, meine ich, die erste Frage, wenn man vor einem Dichter steht, nicht die nach dem ästhetischen Werth seiner einzelnen Werke, sondern die nach dem Gewicht seiner Persönlichkeit sein. Dies wird freilich aus der Gesamtheit der als Dichtungen vorliegenden Lebensäußerungen abgelesen; prüft man aber dann noch einmal die einzelnen Schriften, so ergiebt sich oft ein durchaus verändertes Bild, weil wir unser Empfinden durch den gewonnenen Totaleindruck völlig anders eingestellt haben. Ueber Wilhelm Jordan, zum Beispiel, würden nicht so völlig schiefe Urtheile durch die Welt laufen, wenn man mehr bemüht wäre, in das Persönliche einzudringen. Allerdings muß man sich hier auch vor dem entgegengesetzten Fehler hüten, dem nämlich, unter der Wucht dieser Gestalt jeden Maßstab für das Urtheil zu verlieren, wie das einzelnen Panegyriken denn auch geschehen ist.

Was Jordan zunächst eine ganz eigene Stellung anweist, ist die Thatsache, daß mit dem im höchsten Alter Verstorbenen einstweilen der letzte deutsche Dichter von hervorragender Bedeutung dahingegangen ist, der zugleich im politischen Leben der Nation eine Rolle spielen wollte und spielte. Fris Krauthner hat jüngst ja sein erzählt, wie sehr Jordan sich als Vorläufer Bismarcks fühlte. Damit schließt gerade ein Jahrhundert politisch bewegter dichterischer Charaktere; denn vor fast genau hundert Jahren begann Heinrich von Kleist seine Thätigkeit als politischer Journalist. Ich brauche aus der Zwischenzeit nur die wenigen Namen Uhland, Freiligrath, Vischer, Freitag zu nennen, um den merkwürdigen und außerordentlich bezeichnenden Abstand dieser noch jungen Vergangenheit von der Gegenwart sichtbar zu machen. Nachdem mit Seydel, Sneyd, Treitschke, Mommsen und Birchow das große Geschlecht politisch thätiger Gelehrten ausgestorben ist, sind nun auch die Dichter dahin; denn Spielhagen glüht zwar von politischem Interesse, ist aber nie ins aktive politische Leben getreten. Die Politik ist ein hartes Handwerk und verlangt Angabe bestimmter Ziele. Der praktische Politiker kann nicht, wie der Poet, sagen: „Ich komme, ich weiß nicht, woher, ich gehe, ich weiß nicht, wohin“; er muß, wenn er nicht auf Wirkung verzichten will, die Station nennen, zu der er fahren, und den Weg, den er wählen will. Und da haben wir gleich ein Kennzeichen Jordans: immer geht er auf eine bestimmte Wirkung aus. Er läßt keinen Zweifel darüber, selbst beim kleinsten Verlustspiel nicht, worauf er ausgeht, wo er uns am Ende zu haben wünscht. Daß er dabei das fast allen Politikern eigene starke Selbstbewußtsein zeigt, sei nur am

Rande bemerkt. Wer hier den Dichter verstehen will, darf nicht vergessen, daß seine Lande von den deutschen Farben fest umgrenzt sind und daß sein Trachten darauf gerichtet ist, für diese Lande Einheit, Freiheit, Macht zu gewinnen.

Die engere Heimath Jordans gehörte freilich dem alten Deutschen Reich nicht an; und so fest hat sich die Erinnerung dieses Umstandes in Ostpreußen eingebürgert, daß es heute noch an der Albertina von einem gen Westen ziehenden Studenten heißt: Er geht ins Reich. Und hier, in der ostpreussischen Abkunft und Erziehung, haben wir eine Erkenntnisquelle für Jordans Wesensart. Unter den Poeten, die Kants Geburtsland den Deutschen gab, treten zwei Gruppen sichtlich hervor: eine, die ihrer Augen Schärfe dem flachen, weite Blicke öffnenden Boden, ihres Willens Bestimmtheit dem harten Erdreich verdankt, dem mühsamere Arbeit largeren Ertrag abgewinnt als anderswo. Zu dieser nüchternen schaffenden Schar gehören etwa Gottsched, Fanny Lewald, Ernst Wichert. Ihnen gegenüber stehen ganz Andern. Diesen hat der pfeifende russische Steppenwind früh die Ohren geschärft für die heimlichen Geräusche der Luft, die im Sturm jauchzende Ostsee hat ihnen Lieder der Sehnsucht gesungen, die alten Ordensschlöffer haben ihnen von farbiger Vergangenheit erzählt. Rechte Ostpreußen sind deshalb die Hamann, August Lewald, C. Th. A. Hoffmann, Zacharias Werner, Albert Dulk — mehrere von ihnen endeten als Katholiken — nicht minder. Wilhelm Jordan aus Insterburg steht in beiden Lagern. Der Politiker, der als Präsidenten in der Paulskirche den klar bedächtigen Goetheverehrer Eduard Simson aus Königsberg faud, der exakte Schilderer psychologischer und physikalischer Prozesse gehört in die zuerst charakterisirte Reihe; der prophetische Räthsel des „Demiargos“, der mythische Deuter der Untertöne im Rauschen des Niagara in die zweite. Nur war dieser Prophet (um ein Wort des viel jüngeren Landsmannes Arno Holz zu citiren) kein „rückwärtschauender“, sondern „modern vom Scheitel bis zur Sohle“. Modern im Sinn seiner Zeit, der Zeit, in der Darwin zu herrschen begann. Gewiß hat Jordan so gut wie Goethe, als dessen einzigen Nachfolger in gewissem Sinn er sich betrachtete, Darwin Vieles vorweggenommen. Aber er hat dann sein Schaffen unter das Zeichen des Engländer's gestellt, um auf diesem Grunde eine neue Weltanschauung zu suchen. Das that Wilhelm Jordan, der Naturforscher. Und daß er Naturforscher war, giebt einen dritten breiten Zugang zu seinem in bewußter Selbstherrlichkeit geschaffenen Bau.

„Natur, Du seltsam Ding,
Am einen Ende gemein,
Am andern seelisch fein
Und doch ein geschlossener Ring“:

dieses Wort seines schwäbischen Paulskirchengenossen Friedrich Theodor Vischer

hätte Jordan sich nie zu eigen gemacht. Seiner wissenschaftlichen Anschauung wäre es unmöglich gewesen, auch nur in übertragenem Sinn von der Natur auszusagen, sie sei „am einen Ende gemein“. Es hätte ihm sicherlich zu sehr nach Kritik geklungen, wo dem Forscher nichts oblag als Erkenntniß. Wie Jordan zu erkennen und das Erforschte weiter zu geben wußte, hat er im Rahmen seiner Dichtung glänzend selbst da bewiesen, wo diese lebendigen Darstellungen eben diesen Rahmen zu sprengen drohen.

Aber der selbe inbrünstige Eindringling in das Reich der Naturkräfte schnitt Pfeilworte härtesten Spottes gegen die „Krafftstoffler“, gegen den reinen Materialismus, gegen glatt verstandesmäßige Lebensdeutung. Denn im Politiker und Naturforscher lebt die suchende Seele eines Dichters. Jordan verachtete die Philosophie — Kant war ihm kein Philosoph — und meinte, daß ein paar Zeilen aus Goethes Faust mehr Erkenntniß und Offenbarung umschlossen als Hegels und Schellings kunstvoll gezimmerte Systeme, die er mit einem recht ostpreussischen Ausdruck „Draß“ nannte. Jordan war ein Gottsucher wie nur einer unter unseren großen Dichtern; es ist vielleicht noch richtiger, zu sagen: er war ein Gottfinder, einer, der aus Wissenschaft und Weltbetrachtung mit Dichterinstitut immer wieder zu Gott zurückkehrte, wie die Vriestaube über Meere und durch Wolken besfreundete Kunde immer wieder dem Züchter zurückbringt, der sie zuerst aussandte. Jordan findet aber nicht nur Gott: er rettet für sich auch Christus. Und hier zeigt sich in dem Darwinisten besonders schön und rein, was noch jeden unserer Großen als Deutschen kennzeichnet, Kant und Goethe so gut wie Bismard und Wagner: die Tiefe des Gemüthes. Wie ergreifend wirkt Jordans Auffassung von aller Arbeit und allem Erfolg der letzten neunzehn Jahrhunderte als einer sichtbaren Wiederkehr Jesu; als eines Wiederaufbaues seines Leibes! Wie hoch steht sie über dem fanatischen Haß Emil Zolas gegen das Christenthum, dem fanatischen Slavenhaß Leo Tolstois gegen alle Kultur! Wir spüren die Verwandtschaft nicht nur mit Wagner, den ich eben nannte, auch mit Hebbel, mit Jacobsen, mit Henrik Ibsen, dem Dichter des Peer Gynt und des Brand, mit Wilhelm Raabe, dem Dichter Abu Telfans.

Wenn so die Persönlichkeit Jordans mächtig vor uns aufragt und wir nun zu seinen Werken zurückkehren, erscheinen sie uns als Dichtungen freilich den Meisterwerken nicht ebenbürtig, deren Schöpfer ich eben anrief; und, seltsam, sie erscheinen uns auch nicht recht ebenbürtig ihrem Bildner selbst, der das „Wort taktete“. Was die Gesamtheit ergab, zerfällt im Einzelnen. Aufs Lüpselfchen gilt für Jordan das ungeredete Wort des A. E. in Wischers Roman über Goethe: er wurde zu früh objektiv. Als Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ oder in den „Annalen“ eigene Dichtungen analysirte, die Natur seines Schaffens selbst zu ergründen suchte, lagen die Werke weit hinter ihn.

Und selbst damals hat Goethe anders über sie gesprochen als Jordan über seine. Die Vorreden und manche seiner jetzt veröffentlichten Briefe erwecken das Gefühl: Das Alles ist ja viel zu bewußt geformt. Und schwerer als bei anderen Poeten können wir uns vorstellen, daß „ein dem Dichter selbst oft erst nachträglich motivirbarer despotischer Instinkt mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes“ ihm „nach Schaffung estlicher Grundzüge“ die Arbeit geführt habe. Gewiß haben Jordans Dichtungen den Vorzug eines schönen Aufbaues vom „Sproßknoten der Grundidee“ bis zum „Schlußakkord“. Aber oft fehlt ihnen das Hell Dunkel, das barge Fragen wie aus großen Kinder- augen, das halb unbewußte Nühren an Stimmungen und Empfindungen, das uns bald wie Mutterhände kost, bald wie gepanzerte Feindesfaust preßt und rüttelt. Die Vertiefung in naturwissenschaftliche und religionsgeschichtliche Fragen, die man Jordan, dem Dichter, einmal verdacht zu haben scheint, wird ihm heute Niemand verargen. Nur fühlen wir oft, ihm sei die Erörterung und die Beantwortung dieser Fragen so wichtig, daß darüber die Gestalten seiner Dichtung selbst an Blut und Leben verlieren und wie bloße Paradigmen für die Lehresätze und Theorien ihres Finders oder Erfinders erscheinen.

Und doch steckt, wenn man nur tiefer schürft, Edelgut genug in diesen Werken eines langen, langen Lebens. Manoh kraftvolle, rhapsodisch empfundene Stelle der „Nibelunge“ macht verständlich, was Jordan mit frohem Stolz berichtet: „Andacht vieler Hunderttausend jeden Alters, jeden Ranges trug mich um die halbe Erde auf den Flügeln des Gesanges.“ In Grazie getaucht sind die Verklärspsiele. Ein paar unvergeßlich schöne lyrische Szenen enthält der Roman „3wei Wiegen“. Und wer sich überzeugen will, wie schauf Jordan zu sehen und wie pafsih er Geichantes darzustellen weiß, lest in den „Episteln und Vorträgen“ die Schilderung Schopenhauers.

Wie in einem Mikrokosmos umschließen „Die Sebalds“ alle Vorzüge und Schwächen von Jordans Kunst. Nur als Nothbehelf trägt die Dichtung den Untertitel „Roman“. Und sie ist es auch nicht; denn zwei Dinge gehen in ihr neben einander her: die novellistische Handlung in der Familie der Sebalds und die Idee vom Wiederaufbau des Leibes Christi, die der Hauptpastor Ulrich Sebald vertritt, der „Erbaumeister“. Eine Romanhandlung wird erzählt und zugleich ein künstlerisch mehr umrahmtes als gestaltetes System der Weltanschauung gegeben. Worin diese wipfelt, habe ich schon angedeutet. Und in dieser Wipfelung erhebt sie sich über den rein gedanklichen Aufbau hinaus zu erhabener künstlerischer Schönheit. Wenn Ulrich Sebald, der protestantische Pfarree — ein feiner Zug — zuerst der katholischen Gräfin, dann der jüdischen Banthrentochter seinen Glauben entwickelt, so spricht aus ihm nicht nur Jordan, der Naturforscher, sondern auch Jordan, der deutsche Dichter. Jede Gestalt dieser Dichtung verkörpert ein Prinzip,

eine Idee, von den Hauptfiguren bis hinab zum Professor Marpinger, dem Vertreter des Jesuitismus, und dem Oberrabbiner Aaronson, dem Bilde jüdischer Orthodogie. Und dennoch leben sie, bis in kleine Körpereigentümlichkeiten hinein gezeichnet, Alle ihr persönliches Leben. Merkwürdig bleibt nur, daß Jordan, der doch „durchs Ohr“ Verstrickungen wirkt und löst, die Sprache der Einzelnen so wenig getönt hat. Wenn die allzu breite Darstellung entwicklungsgeschichtlicher Lehren ermüdend gewirkt, die zu große Absichtlichkeit in der Schilderung von Nebendingen verstimmt hat, verfühnen immer aufs Neue seine Züge, die den Menschen oder die Natur beseelen. Gerade die „Sebalbs“ soll Jeder lesen, der Jordans Wesen näher kennen will.

Ob Das freilich heute der Wunsch der Nation ist? Die Frage kann ich nicht beantworten. Doch mag unsere Zeit über Jordans Dichtung urtheilen, wie sie will: die große, kantige deutsche Persönlichkeit kann und wird sie nicht so bald vergessen.

Hamburg.

Dr. Heinrich Spiero.



Kantischer Idealismus.

Ich werde in dem Verfolg dieser Abhandlung kein Bedenken tragen, den Satz eines noch so berühmten Mannes freimüthig zu verwerfen, wenn er sich meinem Verstande als falsch darstellt. . . . Warum sollte ich mir den Zwang anthun, diesen Gedanken so ängstlich zu verbergen, um Dasjenige zu scheinen, was ich nicht denke, was aber die Welt gern hätte, daß ich es dächte?

Kant, Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte, 1747 (Erstlingschrift).

B.: Du hast eben aufgehört, Skeptiker zu sein!
Denn Du verneinst! — K.: Und damit habe ich wieder Ja sagen gelernt.

Niezsche, Morgenröthe.

Das Kontjubiläum ist längst vorüber. Die Hochfluth mehr- oder minderwerthiger Festartikel staute sich, verlief sich. Naturgemäß ist die Kritik in dieser posirten, geschraubten Höhenstimmung wenig zu ihrem Recht gekommen. Aber schon an anderer Stelle der „Zukunft“ wurde gegenüber dilettantischer Enquete-Weisheit betont, daß ein Verharren bei Kant, ein absolutes Festhalten Kants in der Gegenwart unumgänglich sei. Solche legerliche Behauptung dürfte sich des Beifalles nicht Aller, nicht einmal vieler, aber wohl einiger erlesener und wirklicher Sachkenner erfreuen. Ich will versuchen, dieses kritische Verhalten zu dem kritischen Philosophen par excellence in großen Umrissen zu rechtfertigen.

Als Delmholz 1855 in seinem Königsberger Vortrage „Ueber das Sehen des Menschen“ die (nach seiner Ansicht vorhandenen) Beziehungen Kants zur Physiologie darlegte, als dann auf philosophischer Seite durch Eduard Zeller und Runo Fischer der Name des längst vergessenen Denkers zum Schibboleth wurde, als sich diese Bestrebungen 1865 in der kleinen Schrift „Kant und die Epigonen“ von Otto Liebmann kristallisirten, in der jedes Kapitel mit dem entschiedenen *Ceterum censeo* schloß: Also muß auf Kant zurückgegangen werden; als endlich solche mehr theoretischen Erwägungen durch die sich gerade damals energisch durchringende Philosophie Schopenhauers eine Lebensmacht wurden, die Philosophie, in der Kant das Alpha und Schopenhauer das Omega war, Kant Gott und Schopenhauer sein Prophet, Schopenhauer der Einzige und Kant sein Eigenthum, die Philosophie, die auch Liebmann und wahrscheinlich noch stärker Delmholz beeinflusst hat, — da wußte man nicht mehr, daß das System des Königsbergers schon zu Lebzeiten des Urhebers überwunden war; theoretisch überwunden nicht durch Fichte, geschweige Schelling oder Hegel, sondern hauptsächlich durch Friedrich Heinrich Jacobi und durch die Leibnizianer wie Anhänger Lockes, die sich in Eberhards Philosophischem Magazin und Archiv (1788 bis 1795) einen Mittelpunkt geschaffen hatten. Man wußte es nicht, weil die Tradition abgeschnitten, unterbrochen, weil Kant und mit ihm seine Epoche in dem trüben Dämmerlicht historischer Unwissenheit erschien. So sicher Hegel ohne ihn lebten Endes unendlich gewesen wäre, so gewiß ist der Zusammenhang zwischen Beiden kein anderer als etwa zwischen uns und den Stammeltern im Paradies. Und wer kennt denn selbst heute, selbst unter den Fachmännern, Jacobi, diesen vielleicht bedeutendsten aller Kantkritiker? Erwähnt ihn doch sogar Waihinger in seinem Kommentar zur Kritik der Reinen Vernunft nur wenige Male, obwohl er das selbe Werthurtheil über ihn fällt, das ich hier auf Grund eingehender Studien aussprechen durfte. Oder wer liest heute Eberhards Zeitschriften, obwohl sie nach demselben Waihinger noch so manchen starken Pfeil, so manche ungebrauchte, bligblanke Waffe bergen und obwohl Kant selbst diesen Veröffentlichungen immer voll gespannter Erwartung entgegen sah, wie wir aus seinen Briefen erfahren? Seit dem Monumentalwerk des Begründers der Kantgesellschaft — ich denke dabei besonders an den zweiten Band des Kommentars — steht fest, daß bereits am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts von dem gewaltigen philosophischen Gebäude kaum noch ein Stein auf dem anderen war. Damit nicht vertraut, unternahm man seit den sechziger Jahren die selbe Sisyphusarbeit zum zweiten Mal; freilich fiel sie der Qualität nach zum großen Theil minderwerthiger aus, wie auch Waihinger ausdrücklich bemerkt. Wenn wir also in der Aera des Kommentars die Schranken oder vielmehr die innere Unhaltbarkeit des theoretischen Idealismus wiederum kennen lernten, so haben wir damit auch den Schlüssel zu der auffälligen Thatfache gefunden, daß die Männer, die sich heute für die allein echten Vertreter der kantischen Denkweise halten, während sie in Wirklichkeit nur Pseudokantianer sind — ich meine die modernen Transzendentalphilosophen —, daß sie sich an der Mitarbeit für die vortreffliche, in den neunziger Jahren gegründete Kant-Zeitschrift par excellenciam gar nicht betheiligen; diese „kritischen“ Philosophen zürnen eben dem Herausgeber der Kantstudien, daß er im Kommentar in objektivistischer Form den Dogmatismus ihres (vorgeliebten) Meisters, des kritischen

Denkers zur $\epsilon\lambda\omicron\gamma\eta$, aufgedeckt hat. Trotz Alledem giebt es übrigens Leute, die uns, offenbar in vollständiger Unkenntniß der fünfvierteljahrhundertjährigen kritischen Riesearbeit, zumuthen, durch ein abermaliges Zurüdgehen auf Kant das Werk der Penelope zum dritten Mal zu vollbringen.

Allerdings macht ja das System, so weit man davon überhaupt reden kann, äußerlich noch einen grandiosen Eindruck, vergleichbar einem vielverschönerkelten, mit wunderlichen Hierathen verputzten gothischen Dom. Die Erklärung liegt darin, daß dieses gewaltige Getriebe mit der einzigartigen Fähigkeit des kantischen Genies fest in einander gefügt, überall das Einzelne mit dem Ganzen sicher verknüpft ist, wodurch jedes Sonderargument von vorn herein ziemlich unwirksam erscheinen muß. Ein erfolgreicher Angriff kann nur von innen heraus, von den eigenen Prinzipien Kants her unternommen werden, indem man den klaffenden Widerspruch zwischen Theorie und praktischer Ausführung, indem man die Selbstaufhebung der idealistischen Philosophie durch die kritischen Grundzüge ihres Urhebers nachweist. Diese Philosophie ist nicht nur in ihren einzelnen Begründungsversuchen sachlich unhaltbar, sie ist auch, wie schon angedeutet, durch und durch dogmatisch. Der angebliche Kritizismus entpuppt sich als ein Dogmatismus gefährlichster Art, eben weil er seinen wahren Charakter durch die äußerlich stolze Gewandung geschickt zu verbergen versteht. Thatsächlich ist aber der transszendentale Idealismus nicht allein dogmatisch, insofern er behauptet, sein Apriori, sein welterzeugendes Apriori: Raum, Zeit und ein Duzend Kategorien, habe nur Gültigkeit für das Subjekt, sei nur im Subjekt, erstrecke sich nicht auf die transsubjektive Außenwelt, auf die Dinge an sich; sondern er qualifizirt sich bereits als Dogmatismus ärgster Observanz, wenn er überhaupt nur zu wissen vorgiebt, dieses Apriori existiere als Apriori: Raum, Zeit und Kategorien seien als Anschauungs- und Denkformen ursprünglich im Subjekt vorhanden. Beides ist gemäß seinen ureigenen Grundsätzen zu wissen unmöglich, da wir nach ihm immer und ewig in unsere Bewußtseins-, in unsere Vorstellungswelt eingeschlossen sind, da wir sie nach ihm ungefähr so zu überspringen vermögen wie ein beliebiges Lebewesen seinen Schatten. Wollten wir der Kritik der Reinen Vernunft glauben, so könnten wir ja selbst in Bezug auf die bloße Existenz des Dinges an sich „weder sagen, daß es möglich, noch, daß es unmöglich sei.“ An anderer Stelle erklärt Kant feierlich: Nur in der Erfahrung ist Wahrheit (Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik). Das Apriori aber kann als solches, als ein etwa thatsächlich in mir, im Subjekt, ursprünglich Gegebenes, niemals erfahren werden. Keine Vernunftschlüsse hingegen, die man aus irgendwelchen indirekt begründenden Thatfachen aufbauen will, so: nen hier eben so wenig zwingende Beweiskraft besitzen wie bei den höchsten Ideen der rationalen Theologie und Psychologie, deren Angeblich stringente Demonstrationsfähigkeit von Kant für immer beseitigt wurde. Ich durste also ein warnendes Mene Tekel der Prolegomena mit Recht auf ihren Verfasser selbst anwenden: „Man kann in der Metaphysik“, so hören wir da, „auf mancherlei Weise herumtrübsen, ohne eben zu besorgen, daß man auf Unwahrheit werde treten werden. Denn wenn man sich nur nicht selbst widerspricht (was allerdings Kant reichlich thut), so können wir in allen solchen Fällen, wo die Begriffe, die wir verknüpfen, bloße Ideen sind, die gar nicht . . . in der Erfahrung gegeben werden

können, niemals durch Erfahrung widerlegt werden. Denn wie wollten wir es durch Erfahrung ausmachen?" Mendelssohn hat den Typus des größten germanischen Denkers mit Recht in das Wort Allesgermalmer zusammengefaßt. Dies „Alles“ aber müssen wir absolut verstehen: der Idealismus des Germaners selbst sank a priori und mit eherner Nothwendigkeit, wenn auch lautlos und nur dem Wissenden bemerklich, durch seine kritischen Grundsätze in Trümmer.

Ein Stehenbleiben bei Kant ist demnach mindestens für die theoretische Philosophie unmöglich. Nur Zweierlei bleibt übrig: entweder schreitet man mit Fichte konsequent über den zwitterhaften transszendentalen Idealismus zum absoluten fort und gelangt so zum Solipsismus, zum Nihilismus und Somnambulismus, wie Jacobi, zum Illusionismus, wie Hartmann es genannt und wie ihn Jean Paul mit dem gewaltigen satirischen Humor seines sunkenstprühenden Genius in der *Clavis Fichtiana* geschildert hat. Dieser Standpunkt wird auch heute wieder vertreten. Der Neufichteanismus verschwendet eine Unsumme von Dirnkraft, auf daß erfüllt werde das Wort des vorkritischen Kant: Der Weltweisheit bedient man sich sehr schlecht, wenn man sie dazu gebraucht, die Grundsätze der gesunden Vernunft umzukehren (Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus, 1759). Was Goethe den Vertretern der Wissenschaft im Allgemeinen aufbürden will, dürfte leider zunächst von den Philosophen gelten: Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine Sinne ablenget, schreibt er an Merck; und an Knebel: Durchaus scheint mir die eigentlichen wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Die Denker freilich, die sich in den oft scharfsinnigen Darstellungen ihres Seifenblasensystems zu den „ernsthafsten Leuten“ rechnen, die ihre graue Theorie mit Fichte als Wissenschaftslehre bezeichnen — ich möchte hier allerdings eher, wie schon damals Schopenhauer, die Gleichung formuliren: Wissenschaftslehre-Wissenschaftslehre —, sie verwahren sich energisch gegen solche Beweise des Geistes und der Kraft. Nun, es lassen sich ganz vortreffliche theoretische Argumente gegen sie ins Feld führen. Im Einzelnen diese zu entwickeln, ist jedoch hier nicht der Ort. Die zweite, für uns allein in Betracht kommende Möglichkeit besteht darin, daß man sich, unter Verwerfung der fälschlich sogenannten kritischen Prinzipien, endlich entschließe, daß man den Muth finde, einen wirklichen philosophischen Realismus zu vertreten, einen Realismus, der nicht in schwächlicher Haltlosigkeit dem Gegner das Zugeständniß seines (angeblich) nur hypothetischen Charakters macht, nicht einen Realismus, der sich seit den Meditationes de prima philosophia (1641) des Descartes bis zu der Philosophie und Erkenntnistheorie (1894) Ludwig Boffes mit der sonderbaren Frage nach der Beweisbarkeit der Existenz unserer transsubjektiven Außenwelt abquält — schon Jacobi hat das Nutzlose solchen Beginnens unter Aufbietung seines ganzen, einzigartigen Scharfsinnes dargelegt —, sondern, daß man einen Realismus veretre, der all diesen Versuchen und allen idealistischen Sophistifikationen die Spitze abbricht, indem er sich zu der fast an der Oberfläche liegenden und doch so überraschenden, so staunenswerthen, so freudig erschütternden Erkenntniß durchringt, daß der Satz von der Existenz der transsubjektiven Außenwelt axiomatisch gewiß, ja, daß er oberstes und letztes Axiom ist, ohne dessen Voraussetzung nicht nur Wissenschaft und Leben, sondern auch alle übrigen Axiome ihren Sinn verlieren. Wir müssen realistisch

denken in der theoretischen, idealistisch in der praktischen Philosophie; nur in diesem dialektischen Zeichen können wir siegen. Erst solche Philosophie vermag Leben und Wissenschaft wieder zu versöhnen; erst sie vermag in unserer, nach einer ernsthaften Weltanschauung dürftigsten Zeit die Gebildeten wieder für sich zu erwärmen. Denn sie rechnet mit der Wirklichkeit und ihren Mächten; sie sündigt nicht gegen den Heiligen Geist des Lebens, wie der Idealismus, der uns und das All zum Traum eines Träumenden, vielmehr zum freischwebenden Traum, vielmehr zum absoluten Schein eines Traumes herabsetzt. Von einem solchen, von innerer Wahrhaftigkeit getragenen Denken gilt auch nicht die furchtbare Anklage, die uns durch Nietzsche ins Angesicht geschleudert wird: „Die Geschichte der Philosophie ist ein heimliches Wüthen gegen die Voraussetzungen des Lebens, gegen die Werthgefühle des Lebens, gegen die Parteinahme zu Gunsten des Lebens. Die Philosophen haben nie gegögert, eine Welt zu bejahen, vorausgesetzt, daß sie dieser Welt widerspricht, daß sie eine Handhabe abgiebt, von dieser Welt schlecht zu reden. Es war bisher die große Schule der Verleumdung“ („Der Wille zur Macht“). Erst in einem erkenntnistheoretischen Realismus, wie dem vorhin programmatisch angedeuteten, wird das berühmte Wort von dem gestirnten Himmel über mir und dem moralischen Befehl in mir zur That und Wahrheit; denn er allein erkennt Subjekt und Objekt, Innen- und Außenwelt, Weltall und Menschheit als unleugbare, eberne, herrlich große Realitäten an.

Ein solcher kann aber niemals aus den spärlichen, zerstreuten Elementen hervorgehen, die sich bei Kant finden, wie manche Optimisten annehmen. Vielmehr tritt auch für den hervorragenden Begründer des theoretischen Idealismus, in dem alle seine Spielarten, Richtungen, Strebungen wie in einem gewaltigen Brennpunkt zusammenlaufen, des Dichters kategorischer Imperativ in Kraft: Und fällt der Mantel, muß der Herzog nach.

Jena.

Dr. Franz Zänemann.



Der Page.

Mir träumt', ich war im ledernen Wams
 Ein Ritter für Reich und Kaiser
 Und trug als Wappen rheinischen Stamms
 Drei grünende Nebenreiser.

Mir stammten die Narben kreuz und quer
 Auf rauher, bärtiger Backe.
 Und hinter mir ritt ein Page her
 Auf hiebzersetzter Schabracke.

Das war ein Knabe seltener Art.
 Wer so einen zweiten fände!
 Die Augen so blau und die Wangen so zart
 Und kindlich fein die Hände.

Und bligten die Klängen des Gefechts,
Wie ließ er wehen mein Wappen!
Sah nicht nach links, sah nicht nach rechts
Und meisterte seinen Rappen.

Und trug mich mein bäumendes, schäumendes Thier
Durch brüllende Feindesgassen:
Ich wußte, mein Page war hinter mir,
Wenn Alle mich verlassen.

Und wor meine Stirne von Wunden naß,
Ich ließ sie dem sorgenden Kinde;
Wie legte mein Page, so blond und so blaß,
Uns Haupt mir die kühlende Binde!

Sie kannten ihn Alle im Lager, All!
Er wollte nicht spielen noch saufen;
Er schüttete schweigend den Pferden im Stall
Das Futter in die Kaufen.

Die Weiber des Troßes stellten ihm nach,
Sie wollten das Büschlein bedienen;
Er hing das Hanzzeug auf und sprach
Kein langes Wörtlein mit ihnen.

Ein Lanzknecht lacht' in den Bart hinein:
„Das Bübchen, so gar unansehnlich,
Wie sieht es des Goldschmieds Töchterlein
Zu Augsburg am Markte so ähnlich!“ . . .

Und zogen die Sterne wohl über die Welt,
Dann schoben behutsame Hände,
So weiß und so fein, von meinem Zelt
Des Vorhangs flatternde Wände;

Dann schlich mit dem Monde mein Page herein
Und lächelt' zum ersten Male
Und goß mir meiner Heimath Wein
In die silbergebuckelte Schale.

Er wusch vom Blute der Reitterschlacht
Mir rein den Helm und Degen . . .
Dann hat der Page die ganze Nacht
In meinem Arm gelegen.

Rudolf Presber.



Nietzsches Tod.*)

„Was je schwer war,
 sank in blaue Vergessenheit;
 müßig steht nun mein Kahn.“
 (Dionysos-Dithyramben.)

Mein Bruder hat einmal gesagt, man müsse ihm erst beweisen, daß ein guter Mensch einen außerordentlichen Geist haben könne. Den „außerordentlichen Geist“ streitet wohl Niemand mehr Friedrich Nietzsche ab; und so könnte wohl umgekehrt gefordert werden, daß der Beweis zu erbringen sei, daß dieser außerordentliche Geist ein guter Mensch gewesen ist. Wenn es dieses Beweises bedarf, — nun, so blicke man auf die langen Jahre seiner geistigen Lähmung. Es ist nicht zu beschreiben, welch ein rührender Kranker er war. Die Zartheit seiner Empfindung, das Edle seines ganzen Charakters, die Rücksicht auf Andere und der Wunsch, Freude zu bereiten, zeigte sich in ergreifendster Weise. Selbst die Aerzte konnten sich dieses ungewöhnliche Krankensbild nur dadurch erklären, daß seine Natur so durch und durch vornehm und durchgeistigt gewesen sei, daß selbst in jener Zeit, wo der Wille fehlte und er nicht mehr nach bestimmten Absichten handeln konnte, Dies in seiner ganzen Art und Weise keinen Unterschied mache.

Ueber die allererste Zeit nach dem Schlaganfall kann ich nicht urtheilen, da ich in Paraguay durch den Tod meines Mannes und die schwierigsten Verhältnisse zurückgehalten wurde; aber sobald ich diese Verhältnisse geordnet hatte, reiste ich, im Jahr 1890, nach Deutschland, um Mutter und Bruder zu mir hindüberzuholen. Wie tief es mich erschütterte, als er mich in Raumburg mit dem alten Scherznamen aus der Kinderzeit: „Mein liebes Lama“ begrüßte, kann ich nicht beschreiben. Er war mit Blumen nach dem Bahnhof gekommen, um mich zu empfangen, sah sehr wohl und stattlich aus und hielt sich gerade wie ein Soldat. Niemand hätte diesen rüstigen Spazirgänger für einen Kranken gehalten. In jener Zeit vermochte er noch sehr gut eine richtige Unterhaltung zu führen; wir sprachen, zum Beispiel, über Dostojewskij und dessen Werk „Das Haus der Toten“, das wir Beide französisch gelesen hatten. Ich danke ihm, daß er mir diesen Autor empfohlen habe, und fügte hinzu, daß wir doch keinen solchen Psychologen unter unseren deutschen Schriftstellern hätten; worauf er mich fragte: „Nun, was meinst Du zu Gottfried

*) Am fünfzehnten Oktober 1904 würde Friedrich Nietzsche, wenn er ihn erlebte, sechzig Jahre alt. An diesem Tage erscheint (bei E. W. Raumann in Leipzig) der Schlußband der von der treuen Schwester geschriebenen Biographie. Aus dem letzten Kapitel dieses Bandes wird hier ein Bruchstück veröffentlicht. Wer Nietzsche intin sehen will, muß das sorglich gefügte Buch der Frau Förster lesen.

Keller?" Ueberhaupt ist niemals von Irrsinn die Rede gewesen. Was im Anfang so ausgesehen haben könnte, war eben nur die Folge der unglücklichen Schlafmittel. Sobald man aufgehört hatte, ihm diese Schlafmittel zu geben, fehlten jene Erregungen vollständig.

Nach Paraguay mit mir zu kommen, konnte sich unsere gute Mutter nicht entschließen. Natürlich durfte ich ihr da auch nicht den Sohn wegnehmen; aber es that mir manchmal jezt noch leid, daß ich diesen Plan nicht ausgeführt habe. Mein großes, lustiges Haus dort, mit den großen Veranden, am Rande des Urwaldes mit dem weiten Blick über Fluß und Land wäre unserem theuren Kranken sicher sehr lieb geworden. Winter und Sommer im Freien zu leben, war ihm ja das Liebste und Angenehmste. Das verbietet in Raumburg freilich das Klima. Man hat zwar in jener Zeit (1890 bis 93) unsere liebe Mutter wenigstens die Hälfte des Jahres ihr kleines Haus auch nur, um im Bild zu reden, als Regen- und Sonnenschirm betrachtet. Sie wachte täglich mit unserem Kranken mehrere große Spazirgänge und selbst im Winter versuchte sie jedenfalls in der Mittagsstunde, mit ihm hinauszugehen; überhaupt that sie Alles an liebevoller Pflege, was in ihren Kräften stand. Aber vom Januar 1894 an, wo sie selbst längere Zeit krank war, wollte sie nicht mehr solche große Spazirgänge in Begleitung unseres Kranken unternehmen und wollte sie auch mir nicht überlassen, in dem Glauben, daß sie ihn angriffen. Von diesem Sommer 1894 an bis zum Frühling 1897 waren nun die wenig guten Jahre der Krankheit meines Bruders. Er sehnte sich so grenzenlos ins Freie; unsere Mutter konnte sich aber nicht entschließen, meinen Wunsch, ein anderes Haus mit großem Garten zu kaufen, zu erfüllen. Es wurde ihr so schwer, sich von ihrem kleinen Haus zu trennen; auch fürchtete sie die Ummwälzung. Außerdem hatte ihr ein Arzt in den Kopf gesetzt, daß mein Bruder den Unterschied gar nicht bemerken würde. Ich darf wohl sagen, daß diese Jahre die unglücklichsten meines Lebens gewesen sind; denn ich sah, wie mein Bruder unter den engen Räumen in dem kleinen Hause und unter dem Mangel an freier Luft litt. Zugleich aber gewährte ich mit Bewunderung, mit welcher Geduld er sich in diese ihm unangenehmen Zustände fügte; ich hatte nur einen Ausdruck für ihn: mein sanftes Engelsheer. Er war sein ganzes Leben lang ein respektvoller Sohn gewesen; auch darin machte die Krankheit keinen Unterschied. Aber sein Zustand verschlechterte sich erschütterlich; vor Allem konnte er für Das, was er sagen wollte, nicht mehr die richtigen Worte finden. Das erregte ihn dann schließlich sehr. Auch ein peinlicher Gähncrampf und Schlingbeschwerden stellten sich ein. Als nun im Winter 1896/97 unsere liebe Mutter von Neuem erkrankte, fühlte sie selbst, daß wohl für uns Alle dies kleine Haus nicht der richtige Aufenthalt sei, und versprach mir, sobald sie wieder gesund würde, mit uns in ein freige-

legenes Haus, „mitten im Garten“, zu ziehen. Aber wir Beide, mein Bruder und ich, konnten nur allein diesen Entschluß ausführen; denn der Tod rief die Theure Oftern 1897 von uns hinweg. Es ist mir immer so traurig gewesen, daß unsere gute Mutter diese Last- und Wohnungsveränderung, die Ueberfiedlung nach Weimar in dieses schön und hoch gelegene Haus nicht mit erlebt hat; denn mein Bruder war darüber so unbeschreiblich glücklich. Er lebte hier in Weimar wirklich von Neuem auf, so daß ich mich der seligen Hoffnung hingab, er könne wieder ganz gesund werden. Wie freute er sich der schönen Aussicht auf Weimar und die dahinter liegenden Berge, des weiten Horizontes, der Wolkenbildung und der Sonnenuntergänge! Mein lieber Freund Professor Hans Olde hat von ihm in seinem letzten Lebensjahr, während er einen solchen Sonnenuntergang genoß, eine rührend schöne Skizze gemacht, die der Biographie beigelegt ist. Es waren meines Bruders glücklichste Stunden, die er auf seiner hochgelegenen Veranda verlebte. Aber auch die hohen Innenräume, die sonnigen Wohn- und Schlafzimmer, das bequeme Badezimmer und die von der Sonne durchwärmte Winterveranda nach der anderen Seite des Hauses erfreuten ihn außerordentlich. Er hatte doch immer gesagt, daß seine Natur auf Luft und Licht nun einmal eingerichtet sei; auch diesmal zeigte sich die Wirkung in überraschendster Weise. Er fing auch wieder an, sich zu unterhalten, machte Bemerkungen zu dem Vorgelesenen und versuchte sogar, ein Wenig zu schreiben, woran ihn die Lähmung, die sich auf die ganze rechte Seite erstreckte, Jahre lang gehindert hatte. Es ging nun freilich nicht gut; aber der Versuch wurde noch am achtzehnten August 1897 gemacht. Er behielt seine liebenswürdigen, guten Formen bis zuletzt, verstand Alles, was um ihn vorging, hörte mit großer Aufmerksamkeit Dem zu, was man ihm vorlas, wählte zum Theil selbst die Bücher, aus denen er vorgelesen haben wollte. Nur die Sprache gehörte nicht dem Gedanken, den er ausdrücken wollte, worüber er zuweilen ärgerlich und ungeduldig wurde. Wenn ich ihn dann fragte: Wächstest Du Das oder Jenes sagen? so antwortete er: „Nein, ganz anders!“, bis ich endlich das Richtige erriet, was ihn immer sehr glücklich machte. Er zeigte ein leidenschaftliches Entzücken an der Musik; ich ließ ihm oft von ausgezeichneten Klavierspielern, so von Dr. Karl Fuchs und Miß Kate Bruckshaw, vorspielen; besonders aber war er bezaubert, wenn es sein Jünger und Freund Peter Gast that, der inzwischen nach Weimar übergesiedelt war. Der Zustand blieb ziemlich unverändert bis zum Sommer 1898, wo meinen Bruder ein leichter Schlaganfall traf. Vom Mai 1899 an, wo ein stärkerer Schlaganfall kam, veränderte er sich etwas. Von da an wurde ihm das Sprechen wieder schwer und er konnte nur an Tagen, wo er sich ganz besonders wohl fühlte, die rechten Worte für Das, was er sagen wollte, finden. Gerade in dieser Beziehung aber zeigte sich sein gütiges

Herz; während der Zeiten, wo er nicht mehr richtig zu sprechen vermochte, in den letzten Jahren in Raumburg und der letzten Zeit in Weimar, fand er doch die richtigen Worte, um etwas Freundliches zu sagen und seinen Dank auszudrücken. So sagte er zu unserer Mutter: „Ich glaube wirklich, meine Mutter, daß Du die schönsten Augen hast“; oder, indem er sich an uns Beide wandte: „Ich denke, daß in diesem Hause die allerbesten Menschen wohnen“; und so gab es noch hundert kleine Gelegenheiten, die er mit seinen liebenswürdigen Worten verschönte. Wahrhaft rührend war seine Dankbarkeit gegen mich hier in Weimar. Wie viele Worte des Lobes fand er, um diese Dankbarkeit auszudrücken, wie viele tröstende Worte, wenn er mich traurig sah. „Warum weinst Du, meine Schwester? Wir sind doch glücklich!“ sagte er dann. Er hört: sehr gern, wenn draußen der Sturm mächtig brauste; aber an trüben Abenden, wenn wir schweigend zusammensaßen und der Wind so kläglich um das Haus herum wehlagte, die traurigsten Erinnerungen und herzzerreißende Gedanken wachend, ob man Das oder Jenes im Leben nicht ganz anders hätte machen sollen, — dann auf einmal kam seine gute Hand und drückte die meine, als als ob er fühlte, welche traurigen, verschwiegenen Gedanken meine Seele quälten, und mit seiner lieben Stimme sagte er: „Laß den Wind weggehen, meine Schwester!“ Dann zog ich die schweren Vorhänge zu, machte es hell im Zimmer und fing mit ihm zu plaudern an, um die trüben Gedanken zu verschrecken. Wenn es mir nur irgend möglich war, zeigte ich ihm ein fröhliches Gesicht. Er hatte selbst alles Schwere und Traurige vergessen: so sollte er auch durch nichts daran erinnert werden. Nur die lieben Erinnerungen waren ihm geblieben; wenn wir, zum Beispiel, von Richard Wagner sprachen, so vergaß er nie, hinzuzusetzen: „Den habe ich sehr geliebt!“

Wie hätte ich klagen dürfen? Hatte er mir nicht selbst die tragische Erkenntniß eingestößt, daß das Genie wohl immer ein schweres Schicksal zu tragen hat, tragen muß? „Es giebt mancherlei Arten von Schierling; und gewöhnlich findet das Schicksal eine Gelegenheit, dem Freigeist einen Becher dieses Giftgetränktes an die Lippen zu setzen, um ihn zu strafen“, wie dann alle Welt sagt. Was thun dann die Frauen um ihn? Sie werden schreien und wehklagen und vielleicht die Sonnenuntergangsruhe des Denkers stören: wie sie es im Gefängniß von Athen thaten. „O Kriton, heiße doch Jemanden diese Weiber da fortführen!“ sagte endlich Sokrates.“

Rein: ich habe nicht zu diesen wehklagenden Weibern gehört; der Abendfriede des Theuren war mir heilig!

. . . Montag, am zwanzigsten August, erkrankte er plötzlich an einer Erkältung mit Fieber und schwerem Athem; es sah aus, als ob sich eine Lungenentzündung vorbereiten wollte. Doch in wenigen Tagen schien mit Hilfe des treuen Arztes das Uebel beseitigt; der Arzt glaubte sogar, daß er nicht

wiederzukommen brauche. Aber am Vierundzwanzigsten, gegen Mittag, als ich ihm gegenüber saß, veränderte sich plötzlich sein ganzer Ausdruck; er sank, von einem Schlaganfall getroffen, besinnungslos zurück. Ein furchtbares Gewitter erhob sich und es schien, als ob dieser hohe Geist unter Donner und Blitz dahingehen solle. Aber noch einmal erholte er sich, kam gegen Abend wieder zu Besinnung und versuchte auch, zu sprechen. Als ich ihm in der Nacht gegen zwei Uhr früh eine Erfrischung reichte und den Lichtschirm wegrückte, damit er mich sehen könne, rief er freudig: „Elisabeth!“, so daß ich glaubte, die Gefahr sei vorüber. Er schlief lange, lange Zeit; wie ich hoffte, der Genesung entgegen. Aber sein theures Antlitz veränderte sich mehr und mehr, die Schatten des Todes breiteten sich aus, der Athem wurde immer schwerer. Noch einmal schlug er seine herrlichen Augen auf. „Er bewegte und schloß wieder die Lippen und blickte wie Einer, der noch Etwas zu sagen hat und zögert, es zu sagen. Und es dankte denen, welche ihm zusahen, daß sein Gesicht dabei leise erröthet sei. Dies dauerte eine kleine Weile: dann aber, mit einem Male, schüttelte er den Kopf, schloß freiwillig die Augen und starb. . . Also geschah es, daß Zarathustra unterging.“

Weimar.

Elisabeth Förster-Nietzsche.



Weh und Ach.

Klagen, nichts als Klagen! Schon der Prinz von Guastalla hat die Unbequemlichkeit eines Zustandes empfunden, der einen Massenchor von Seufzern himmelan schickt. Und dem in geklärt Rechtslage über sein Ländchen herrschenden Fürsten, dessen Ebenbürtigkeit nicht bestritten, dessen allzu menschlich impulsives Wesen nur von ihm selbst, nur in den dunkelsten Stunden, bestöhnt wurde, blieb immerhin doch die leidige Pflicht erspart, in harten Wirtschaftskämpfen Partei zu ergreifen. Liebe und Haß, Roth und Worb machten ihm zu schaffen; aber sein Schöpfer erzählt uns nicht, ob es außer den Häusern Galotti, Grimaldi, Bruneschi in diesem Märchenmonaco auch schlichtere Gebäude gab, in denen gehandelt, für die Nahrung und Verkehrsbedürfnisse des Kleinstaates besorgt wurde. Sicher ist, durch die eifrigste Quellenforschung nicht anzusehen die Thatsache, daß Aktiengesellschaften, Kartelle, Syndikate, Trustbildungen damals noch nicht bestanden; auch nicht die jetzt modernen Formen des Zwischenhandels. Verkäufer und Käufer waren ungefüßr in der Lage von Quellanten, die mit gleichen Waffen, in annähernd gleicher Paukrüstung ihre Sache auszufechten haben; und die Pflichten des Unparteiischen erfüllte wahrscheinlich, tant hien quo mal, die hochwohlthöbliche Polizei. Auch diese Seite der guten alten Zeit ist längst verwickelt. Nur im kleinsten Detailverkehr stehen Käufer und Verkäufer einander als ziemlich gleich starke Menschen von Fleisch und Blut gegenüber. Wo die Nickelrechnung aufhört, da sieht der Abnehmer eine Phalanx vor sich, deren Geboten er sich fügen muß. Und nicht einmal nur da; nicht nur jeder winzige Provinzwertheim, nicht nur die Voesser & Wolff der Landstädte sind Tyrannen: auch gegen

die Preispolitik der Hersteller und Distributeure von Milch und Semmel kann der Einzelne nichts anrichten; und wer Backstauben oder Büdlinge, Apfelsinen oder Hindertalg kaufen will, sieht die Großmacht gar nicht, die ihm den Preis diktiert. In nächstiger Finsterniß thront sie und sendet von der Höhe ihre Befehle herab. Kein Widerstand kann helfen. Der Ausdruck des Grolls ist einziger Trost. Lauter noch als in den Tagen der schönen Emilia tönt jetzt drum die Klage.

„Wenn wir Allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden.“ Wir können's nicht. Die Gerechtigkeit — oder, minder moralisch ausgedrückt, das mühsam erworbene Wirtschaftsverständnis — hindert uns oft sogar, für die Klagenben Partei zu ergreifen. Will nicht Jeder verdienen? Sucht nicht Jeder aus seiner Arbeit, seiner Handelswaare so viel wie möglich herauszuschlagen? Der Arbeiter, dem zu schlechtem Kaffee morgens der hartgefottene Sündenlabaover eines Schlotbarons oder Agrariers vorgesetzt wird, lechzt nach der Gelegenheit, durch einen Strike seinen kargen Lohn zu mehren, und fragt — mit Recht — nicht erst lange danach, ob sein Anspruch den Nahrungsspielraum eines Anderen schmälern wird. Der mag sich wahren, wird sich wahren; und da auf diesem ganzen Gebiet der Streit herrscht und die Stärke siegt, wird der Kampf erst entscheiden, wer „berechtigt“ war, mehr für sich zu heischen. Ueberall ist's so; auch der Bankdirektor und Aktionär, der den Gutmännischen schønbe Profitsucht vorwirft, denkt manchmal vielleicht weniger an das künftige Gedeihen der Hibernia als an die Möglichkeit, für sich, seine Firma bei neuen Geschäften einen ordentlichen Dappen zu erlangen. Mit Gehil, hoher und tiefer Entrüstung ist da nichts anzufangen. Bequem und dankbar ist die Parteinahme für den „kleinen Mann“ ja immer; sie sichert den Applaus und gewährt den Glorionschein edler Gemüthsart. Hat sie je aber schon genügt? All das moralisierende Gerede, das wir täglich aus irgend einer Ecke hören, dringt nicht einmal durch den Geldschleier, der dem slichstig n Blick die wirtschaftlichen Vorgänge und Zusammenhänge verhüllt, und hallt unwirksam ins Verre. Wirken — fördern und hindern — kann es nur, wenn es der Ausdruck politischer Macht ist. Deren Ethik mag dann Lob oder Tadel einheimsen: die Kraft entscheidet den Zwist. Alles Uebrigc bleibt hilfloses Gesehm, das mühsigen Leuten die Zeit verkürzt, für den Ausgang wirtschaftlicher Kämpfe aber nichts bedeutet. In ein paar Monaten werden wir's wieder erleben. Daß die deutsch-österreichischen Verhandlungen über den neuen Tarifvertrag so lange dauern, ist ein sicherer Beweis für die — auch sonst nicht mehr unbekanntc — Thatache, daß Rußland uns zwar viele Industriezölle erhöht, im Bezirk der Agrarprodukte aber, besonders der Viehzölle, beträchtliche Konzessionen gemacht hat, in die sich auch Oesterreich nun schicken muß, wenn es nicht out in the cold bleiben will. Wenn nicht alle Zeichen trügen, werden wie also wesentlich höhere Viehzölle bekommen; und dann fürchterliche Klagen über die Noth der Aermsten erleben, denen nicht nur das Brot, sondern auch das Fleisch von gewissenlosen Wucherern ins Unersehwingliche vertheuert wird. (Zu dieser Wuchererschaa werden die Zwischenhändler, deren Profitsucht ja so schlichstern ist, bekanntlich niemals gezählt.) Bismarck's ironische Frage, ob das Glück der Völker, die den allerniedrigsten Lebensmittelpreis haben, denn gar so nebenswerrth sei, wird nicht beantwortet, der Hinweis auf die Hochschulzollsysteme der französischen und amerikanischen Demokratie nicht beachtet, sondern, wie seit sechshundzwanzig Jahren, gethan werden, als sei dieses Riesenprob em mit dem Todden Schlüssel für alle Zeiten und Länderindividualitäten spielen zu lassen, wenn nur ein Viechen guten Willens und redlichen Gefühls für

das Weh der Armuth vorhanden ist. Alle alten Reden werden wir noch einmal, noch zehnmal hören, der von drei Generationen beschmüffelte und belebte Drei wird wieder auf den Tisch des Hauses kommen, — und schließlich werden auch diese Requintialstürmchen spurlos verbrausen. Warum? Weil die Händlerpartei auch im Bund mit dem Proletariat noch nicht stark genug ist, um den Grundbesitzgabel, dem die Industriellen im eigensten Interesse einstweilen ein Existenzminimum erhalten müssen, aus seiner letzten Verschanzung zu werfen. Sich nicht einmal stark genug fühlt, um deutlich zu sagen, was sie eigentlich will. Denn zum Kampf lockt sie ja nicht etwa das berühmte „billige Brot“, sondern die Hoffnung, einer ihr rückständig, gesunder Entwicklung hinderlich scheinenden Klasse die Wirthschaftsstützen nehmen und damit endlich auch den politischen Besitzstand entreißen zu können.

Die Erneuerung dieser Klagen steht uns noch bevor. Jetzt hören wir, als Ouverture, laute Scheltreden über das böse Trachten der Spiritus-Centrale. Gewiß hat in den letzten Wochen fast jeder Redakteur Klagebriefe erhalten, in denen die willkürliche Steigerung des Spirituspreises getadelt wird. Ungefähr nach dem folgenden Muster: „Vor einigen Jahren hatte ich für meinen Brennspiritus 30, etwas später 35 Pfennige zu zahlen und nun werden mir gar 45 Pfennige abverlangt. In einem Jahr ist also ein Preisausschlag von 15 Pfennigen pro Liter! In ganz Berlin darf er nicht billiger verkauft werden (dabei ist für die Flasche noch ein Pfand zu geben) und mancher Kaufmann führt ihn gar nicht mehr, weil nichts dran zu verdienen ist. Denn auch der Kaufmann bekommt ihn nicht billiger und einen abermaligen Preisausschlag ließe das Publikum sich am Ende doch nicht gefallen. Das dünne Zeug aber, das zu niedrigerem Preis zu haben ist, kann man nicht brauchen. Und wenn man nach den Gründen fragt, heißt es, die Kartoffelpreise seien diesmal abnorm hoch. Das ist aber nicht wahr; ich weiß es, denn ich habe selbst einen Bruder in Pommern, der seine Kartoffeln nicht zu anständigen Preisen loswerden kann.“ Und so weiter. Die Schwester, der Bruder, der Kaufmann: sie Alle sagen die reine, nicht denaturirte Wahrheit; aber auch die Vertreter der Centrale wohnen im Recht. Die Sache ist im Grunde nämlich nicht ganz so einfach, wie sie Dem scheint, der selig ist, wieder mal einen — nicht zu denen von Rathans Gnade gehörenden — Ring verfluchen zu können. Die Dürre dieses Sommers hat den Kartoffelpreis beträchtlich gesteigert. Nicht überall. In Pommern und anderen Provinzen war die Ernte normal; Schlesien und Posen aber haben empfindlich gelitten. Diese Nothgegenden könnten sich helfen; denn der Frachtpreis ermöglicht billigen Kartoffeltransport durchs ganze Reich. Leider fehlt auch auf diesem Gebiet noch immer eine Organisation, die, je nach dem Bedürfnis, die einzelnen Gegenden sicher und schnell versorgt. Nur dadurch ist die Thatsache zu erklären, daß in den östlichen Provinzen die Brenner keine Kartoffeln bekommen, die westlicher angesiedelten Kartoffelbauer ihre Waare nicht zu guten Preisen verkaufen konnten. Das sind Folgen des anarchischen, gegen alle berufsgenossenschaftliche Gliederung geschützten Zustandes, den der alte Liberalismus der Menschheit erhalten, der marxistische Sozialismus mit seinem Allheilmittel aus der Welt schaffen will. Nicht zu bestreiten ist aber, daß der Durchschnittspreis der Kartoffel in diesem Jahr um ungefähr zwei Drittel höher ist als in normalen Zeiten. Damit hatte die Centrale zu rechnen, die ja auch nicht für lauter Riesen, sondern für viele kapitalistisch schwache Kleinbetriebe die Beschäfte führt. Zum Lob Ihrer Politik muß gesagt werden, daß sie sich nicht dem Schnapsteufel verschrieben, nie versucht hat, den Branntweinkonsum zu heben; die Verbreiterung

des Gebietes, auf dem Spiritus zu technischen Zwecken verwendet wird, soll ihr zur Steigerung des Absatzes helfen. In diesem Jahr nun glaubte sie, im Interesse ihrer Kundenschaft mit einer Preiserhöhung für den vom Trinksomum geforderten Spiritus nicht auskommen zu können; auch der für die verschiedensten Alltagsbedürfnisse und Fabrikationszwecke hergestellte Spiritus mußte theurer werden. Sehr unangenehm; nicht nur für Hausfrauen, sondern auch für eine stattliche Zahl mittlerer und kleiner Fabrikbetriebe, die ihre Kalkulation auf den früheren Preis gestützt hatten. Wer aber bedenkt, daß die Menschen nun einmal seit Ewas Tagen „begehrlich“ und die Kartoffelbrenner, so zu sagen, auch Menschen sind und halbwegs menschlich leben wollen, Der wird, ohne allzu laut zu klagen, zu mancher alten jezt noch die neue Last auf sich nehmen und sich einstweilen mit der Zuversicht trösten, daß der Himmel das fromme Deutsche Reich nicht mit zwei auf einander folgenden schlechten Kartoffeljahren peinigen wird.

Mit ängstlichem Bescheide wurde, weil sie die Reichshauptstadt empfindlicher traf, die Preissteigerung aufgenommen, mit der uns am Schluß des vorigen Quartals die Große Berliner Straßenbahn überraschte. Herr Ebnard Arnhold, der auch hier sein ungeschicktes Händchen im Spiel hatte, wurde von der Presse jützlich gesponsont und kann sich, wenn die Eiberniasache ihm nicht den Schlaf stört, auf dem Lloydsschiff in der Gesellschaft des Geheimen Oberfinanzrathes Waldemar Mueller gemächlich nun aller Orientwunder freuen; wer möchte einen so kernigen deutschen Bürger kränken? Zehntausend Flüche aber trafen das Haupt des Ministerialdirektors a. D. Dr. Paul Wicke. Wir scheint der Aufsichtsrath nicht minder verantwortlich als die Direktion; und wer weiß, welches Gewicht die Stimme der Herren Arnhold und Gutmann im Straßenbahnrathe hat, wird den Versuch, gerade Herrn Wicke die ganze Sündenschuld aufzubürden, nicht allzu gerecht finden. Als unersehante, unverzeihliche Todsünde wird der Großen Berliner Straßenbahn angerechnet, daß sie auf einzelnen Linien den Preis der Abonnements erhöht hat. Schändeste Plusmacherei. Schamlose Ausbeutung des armen Publikums. Frecher Raubzug einer Gesellschaft, die an ihren Niesenproften doch wahrlich genug haben könnte. Solche Sätze lasen wir; und noch schlimmeren Schimpf. Das freisinnige Bürgerthum wurde gegen Wicke und Konsorten auf die Schanzen gerufen und aufgefordert, die Straßenbahn mannhaft zu boykottiren. Der Ruf blieb unerhört. Natürlich. Jede Uebertreibung ist thöricht. Zum Wesen des Privatbetriebes gehört das Recht beliebiger Preisgestaltung. Wenn mein Schneider für einen Anzug plötzlich das Doppelte verlangt, kann ich ihn nicht mit moralischen Gründen widerlegen; und wenn einer Gesellschaft ein Monopol verliehen ist, darf der Verständige nicht heulen, weil sie es ausnützt. Die Große Berliner Straßenbahn ist, trotzdem sie Journalistenpreiskarten gewährt und den Verkehr mit der Presse durch den Schwiegersohn eines als Wochenschauder zu lustigem Ruhm gelangten Chefredakteurs besorgen läßt, merkwürdig unbeliebt. Merkwürdig; denn der Gerechte muß zugeben, daß ihre Leistungen gut sind, vielfach sogar besser als die der staatlichen Stadtbahn. Wer von Halensee in der zweiten Wagenklasse nach der Friedrichstraße fährt, muß — die Fahrt dauert ungefähr fünfundzwanzig Minuten — dreißig Pfennige bezahlen. Die Straßenbahn nimmt für die halbstündige Fahrt vom Ringbahnhof Halensee nach der Linkstraße nur zehn Pfennige; und diese Strecke ist noch nicht die längste, die man in einem bequemen, gut beleuchteten Wagen für zehn Pfennige durchmessen kann. Daran denken die Tadelr nicht, die aus kleinen Fehlern und Ungeschicklichkeiten das Recht herleiten, die Gesellschaft, die sich getrost jeder anderen deutschen Straßenbahn vergleichen kann,

in den tiefsten Pfuhl zu verdammen. Wenn sie (wie sie im vorigen Jahr androhen ließ) den Zehnpennigtarif wieder abgeschafft hätte, wäre das Geschrei allenfalls zu begreifen gewesen; die Vertreibung einzelner Monatkarten, die durch fast unspürbare Einschränkungen selbst im knappten Haushalt ausgeglichen werden kann, bringt das Vaterland noch nicht in Gefahr und könnte in lässlicher Ruhe betrachtet und besprochen werden.

So gut, wie die Gegner behaupten, geht es der Großen Berliner nicht. Dividenden von $7\frac{1}{2}$ oder 8 Prozent: Das ist nichts Enormes für ein berliner Verkehrsunternehmen von solchem Umfang. Im Jahr 1897 wurden 16, 1898 sogar 18, 1900 immerhin noch 11 Prozent verteilt. Inzwischen war das Aktienkapital verdoppelt worden und sollte nun abermals verdoppelt werden; 1897 waren's 21, 1901 schon 85 Millionen Mark. Trotzdem für die völlige Elektrifizierung, für neues Material und den Kauf der Konkurrenzlinien große Summen nötig waren, wäre es wohl möglich gewesen, das Kapital langsamer zu erhöhen. Da die Stadt Berlin aber von der auf die neuen Aktien zu gewährenden Dividende, sobald sie mehr als 6 Prozent beträgt, die Hälfte zu fordern hatte, schien Manchem der Versuch vielleicht nützlich, durch Häufung der neuen Aktien das Dividendenniveau zu senken. Die Aktionäre konnten warten und sich mit dem Trost begnügen, daß der Kommune der Bißsen geschmälert wurde. Dann kam der Zehnpennigtarif; bisher hatte die Fahrt einer Person im Durchschnitt 10,45 Pfennige gebracht: jetzt sank dieser Ertrag auf 9,24 Pfennige. Das klingt freilich schlimmer, als es in Wirklichkeit ist. Eine Gesellschaft, deren Betrieb 1902 noch über 27 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark eintrug, darf nicht über schlechte Zeiten klagen. Dennoch kann man den Leuten der Großen nachfühlen, daß sie nicht gerade fröhlichen Herzens ihre Dividenden heruntergehen sahen. Sie begannen, bei den Abschreibungen leise zu knausern; und zugleich entstand die bange Frage, wie lange die ganze Herrlichkeit überhaupt noch dauern werde. Der Ministerialdirektor a. D. Dr. Riese hatte bei Herrn Thielen — der die Stadt Berlin gar nicht erst fragte — die Verlängerung der Konzession bis zum Jahr 1950 durchgesetzt; und Thieliens Nachfolger steht mit Herrn Arnhold so gut, daß er nicht verschmähte, in Madonna di Campiglio der Gast dieses Allumfassers zu sein. Doch auch die Macht der Mächtigen kann die Straßenbahn nicht vor naher Schädigung schützen. Wer die Leipziger-, die Potsdamerstraße und ähnliche Hauptverkehrsstraßen ansieht, muß merken, daß es so nicht lange mehr weitergeht. Das ist auch die Ansicht des Kaisers, der schon 1903 gesagt hat, in drei, vier Jahren spätestens werde er eingreifen. Solcher Eingriff ist unvermeidlich. Die Straßenbahnwagen kommen schon jetzt kaum noch vorwärts und lähmen den ganzen Verkehr. Nur Untergrundbahnen können auf den Hauptlinien dem unaufhaltsam wachsenden Verkehrsbedürfnis genügen. Wegen den Zwang dieser Entwicklung hilft keine Konzession; die schützt weder vor unterirdischer Konkurrenz noch vor polizeilichen Verboten. Wenn der Großen Berliner auf den rentabelsten Linien aber durch Untergrundbahnen die Einnahmen geschmälert werden, ist sie, mit ihrem Riesenkapital, in äbler Lage. Das wird befürchtet. Darum wird ein Raubbauversuch gemacht. Die Abschaffung des Zehnpennigtarifes würde allzu großes Mergerniß erregen. Man müssen ein paar Abonnentengruppen drau glauben. Was aber bringt diese Preiserhöhung? Wohl noch nicht einmal zweihunderttausend Mark. Und darum Räuber und Mörder geschlitten werden! Wenn Herr Arnhold das Genie wäre, für das seine Freunde ihn ausgeben, dann hätte er von solcher Vöppelei abgerathen, die nur böses Blut macht und nichts Beträchtliches einbringt, und früh

genug den Gehängtesten neue lohnende Aufgaben gezeigt. Für Berlin geht die beste Erntezeit der Straßenbahnen allmählich zu Ende; der Jahrbamm der wichtigsten Straßen muß und wird bald den Automobilen und Wagenpferden allein gehören. Statt die Kundschaft durch kleine Thicanen zu ärgern, mußte die Große Berliner sich rechtzeitig um Konzessionen für Untergrundbahnen, meinetwegen auch für Schwedebahnen bemühen, sich der von Siemens & Halske gebauten Hochbahn verbänden, — kurz, für die Befriedigung drängender Bedürfnisse sorgen. Sie hats veräuimt. Und dadurch vielleicht die günstigste Gelegenheit zur Verpfändlichung geschaffen.

Und die Börse? Auch sie klagte; über die Geldknappheit, die eine Diskontenhöhung der Reichsbank fürchten ließ, über schlechte Nachrichten vom Montanmarkt, über die Gefahr amerikanischer Eisenerzportcs und manches Andere. Aber sie amuflrte sich auch: über den lustigem Krieg, der zwischen der preussischen Regierung und der Zulassungstelle entbrannt ist. Die Regierung (die in diesem Fall der kluge und vorsichtige Seehandlungspräsident Havenstein, wohl nicht allzu gern, vertritt) will, um sich nicht zu binden, nicht sagen, wie viele Schatzscheine sie zugelassen zu sehen wünscht. Die Zulassungstelle pocht auf das ihr im Börsengesetz verbürgte Recht, den Betrag der zuzulassenden Wertpapiere zu kennen, und hat, da die Angabe dieses Betrages verweigert wurde, die Zulassung einstweilen abgelehnt. Die nächste Instanz ist die Handelskammer; wahrscheinlich wird auch da der freisinnige Syndikus Dr. Dove, der die Ablehnung empfiehlt, die Mehrheit für sich haben. Also ernst wird dieser Krieg aber nicht werden. Das Börsengesetz bestimmt ausdrücklich, daß „die Zulassung deutscher Reichs- und Staatsanleihen nicht ver sagt werden darf“; und die Regierung wird sich entweder zur Angabe des Betrages entschließen oder die Zulassung durch den Börsenkommissar verkünden lassen. Viel lauter war der Jubel über den Sieg der Hibernia. Das schramer Landgericht hat, wie hier vorausgesagt worden war, die von der Dresdener Bank versuchte Anfechtung in allen Punkten zurückgewiesen. Trotzdem Herr Gutmann wieder einen Eidam und drei Rechtsanwälte ins Feld geschickt hatte, deren wüthende Rhetorik sich ins erheiternb Maßlose verstieg, wurde er auf der ganzen Linie geschlagen. Von Rechtes wegen. Das Kapital der Hibernia kann jetzt also erhöht werden. Wird der neue herner Registerrichter, der schleunige Herr Rademacher, der Roffe des für den Aufsichtsrath designirten Oberberghauptmannes von Belsen, die Eintragung nun noch zu weigern wagen? Das würde nicht viel nützen; denn das Gericht, das gegen die Trias Röller, Arnhold & Gutmann entschieden hat, würde ihn, als Beschwerdeinstanz, zur Eintragung zwingen. Wieder ein schwarzer Tag für den Brodweber und die Dresdener, die unter diesen Umständen auf die zum zweiundzwanzigsten Oktober einberufene Generalversammlung verzichten sollten. Denn sie können weder die Verstaatlichung durchsetzen noch die Kapitalerhöhung hindern. Ein Trost bleibt ihnen: die Handelsgesellschaft und Bleichröder werden an den neuen Aktien nichts Kennenswerthes verdienen; sie übernehmen sie zum Grundpreis von 200, sind verpflichtet, der Hibernia drei Viertel des Gewinnes zu überlassen, und würden, selbst wenn sie zu 240 verkaufen könnten, keine Freude an dem Geschäft haben. Die Transaktion erstreckt sich über Jahre, das Agio von 100 Prozent wird aber sofort eingezahlt, bleibt zinslos und bringt einen Verlust, der den Profit von 10 Prozent glatt aufzehrt. Ein kleiner Trost; Düsseldorf wird wohl keinen größeren liefern. Deshalb sollte Herr Gutmann sich den Luxus gestatten, menschlich zu fühlen, und seinen Waldbemar bis in den November hinein ungestört schwimmen lassen.

Interim.



Der tote Löwe.

Herrn Dr. Oskar Blumenthal, Berlin W. 15, Meineckestraße 12.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Zängst darf ich, ohne zu heucheln, mich zu den Bewunderern Ihres Geistes zählen; und diese Bewunderung ist gewachsen, seit ich — ungefähr neun Jahre ist's her — auf den Genuß verzichten mußte, Ihre Schwänke im Lampenlicht funkeln zu sehen. Sie ahnen gewiß nicht, daß es einen in Deutschland Lebenden giebt, der das Weiße Rößel nicht kennt. Hier ist er; und nennt sich, trotz solcher Schuld, Ihren Ergebensten. Hält Sie für einen der wigigsten Menschen, die zwischen der Schloßbrücke und dem Schauspiel der Flottenspiele wohnen; und schätzt — was Ihnen schmeicheln müßte — die Witze, die Sie nicht drucken lassen, noch höher als die der deutschen Nation freigiebig geschenkten. War das Programm nicht allerliebste, das Sie vor der Eröffnung des (damals) von Ihnen erbauten Lessing-Theaters ausgaben? Ich meine natürlich nicht das offizielle, dessen bedrohlichster Reim versprach, Berlins Zahlungsfähigen ins Gedächtniß zu äßen, was Lessing gelehrt in ewigen Kunstgesetzen, sondern das geheime, das nur sechs Worte enthielt: „Nach der ersten Million schnapp' ich!“ Nicht minder reizend fand ich den Vers, den Sie, im Sommer 1895, aus Fühl auf einer Postkarte an Ihren Stellvertreter sandten: „Von des Berges höchstem Krater möcht' ichs in die Lüfte schrein: Wie gefällt mir mein Theater, — brauche ich nicht drin zu sein!“ Nur noch zwei Beispiele. Nach Ihrer englischen Reise: „London ist fein, aber man kommt da aus 'treine Hemde nich' raus.“ Ueber einen alten Feind und neuen Kollegen: „Der ist als Theaterdirektor wie als Statspieler: die ersten drei Kunden brillant, nachher wie 'ne gesengte Sau.“ Jedesmal ist's eine Freude, wenn solches Wort bis in meine Einsamkeit fliegt. Und wigig, wie Ihre Rede, ist oft auch Ihr Thun. Wars nicht einfach göttlich (und göttlich einfach), Herrn Otto Brahm, der allen erreichbaren Schimpf auf Sie gehäuft hatte, zu zwingen, Ihr Pächter zu werden, mit Ihnen die Herrscherloge zu theilen und die Zwischenakte einträchtiglich zu verplaudern? Die Zwischenakte der Dramen, die Sie, als unbeugsamer Vertreter ewiger Kunstgesetze, in Epigrammen und Glossen grimmig befehlen? Ein Meisterstück, nach dessen Leistung Sie das Recht gehabt hätten, ein Jahr lang lächelnd auf redlich verdientem Lorber zu ruhen. Daß Sie nicht thaten, sondern zu noch wigigerem Streich ausholten, muß Ihnen in jedem gerecht wägenden Sinn Bewunderung werben.

Ich will Ihnen nicht hehlen, daß ich zunächst ein Bißchen ängstlich war, als die Meldung kam, Sie hätten ein Bismarckdrama geschrieben. Oskar

Blumenthal und Otto Bismarck: die Naturen gleichen einander nicht ganz so wie die Initialen. Und da ich glaube, daß der Schöpfer dem Geschöpf nicht mehr zu geben vermag, als er in sich hat, daß der Dichter nicht schwächer sein darf als die Gestalt, die er unserer Vorstellung aufzwingen will, dünkte das Unterfangen mich fast allzu fest. Nicht lange; bald sagte ich mir, lustig müsse die Sache auf jeden Fall werden. Einen Bismarck hatte ich über Blumenthal reden gehört: den Grafen Herbert, der mir erzählte, er habe mit Ihnen in der selben Gymnasialklasse gefessen, und Ihre Schülerphysiognomie sehr anschaulich schilderte. Nun sollte Blumenthal uns seinen Bismarck zeigen; wie er ihn sah und begriff. Das mußte, konnte ein Schauspiel für Götter werden; und wurde es das, dann war dem Stoff das Mögliche abgewonnen. Denn Seneca (*De providentia*) sagt, wenn die Götter die Lust nach würdigem Schauspiel anwandle, verstrickten sie einen großen Mann in den Kampf mit widrigem Schicksal. Den großen Mann hatten Sie; und das Uebrige würden Sie schon machen... Ich armer Thor! Hatte mir allen Ernstes eingeildet, Art und Umfang Ihres Witzes zu kennen: und stehe beschämt nun vor der aristophanischen Größe des Spases, den Ihre Seele diesmal erfann.

Vor einer Größe, die das Walten im Kleinsten nicht verschmähte. In den ersten Oktobertagen fing es an. Sie ließen die Vorrede zu Ihrem Drama veröffentlichen. Ein Musterstück für die reifste Thiergartenjugend. „Ich biete Anklang, nicht Wiederholung; das verbrieft Recht des geschichtlichen Dramas; aus der Ferne werfen Urbilder und Vorgänge ihre großen Schatten in den Schicksalskreis dieses Werkes.“ Zum Entzücken gar. Gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren. Nur Gewaltiges konnte sich so ankünden; noch aber ahnte ich nicht, noch immer nicht, was kommen sollte. Mancher Satz schien die Censur herbeizuwinken; freilich nur mit „schämigem Finger“, wie einer Ihrer Barone mit dem verbrieften Recht höchster, tiefster SalonDRAMATIK sagen könnte. Will er, fragte ich mich, ein Verbot? Sicher eins, das rasch wieder aufgehoben wird. Das wollen Alle. Das nützt stets ein Wischen und erlaubt dem Betroffenen, sich einen Poeten, einen echten Prinzen aus dem Genieland Suedermanns zu wähnen. Ist aber nicht ganz leicht zu erreichen. Sie habens erreicht. Das Ideal eines Verbotes. Von Polizei wegen die würdige Form bescheinigt; die getreue Darstellung historischer Ereignisse attestirt; die Gewißheit, daß in keiner anderen wichtigen Stadt ein Verbot folgen werde; und die sichere Aussicht, auch in Berlin das Stück bald auf die Bühne bringen zu können. Nach dieser Entscheidung hätte jeder Theateragent Ihnen den toten Löwen zu hohem Preis abgekauft. Ein Tag des Triumphes. Das Wonnegefühl war auch in dem Brief zu spüren, den Sie in zwei Zeitungen drucken ließen. Am Sechsten

lasen wir ihn. Wieder ein Meisterstück. Die Censurbehörde bekommt ein Lob, das sie für die zweite Instanz sänftigen wird. Und Alles, was Sie in den Kritiken zu lesen wünschen, wird hier schon gesagt. „Kein Werk der doppelzüngigen Anspielung oder der zweideutigen Stichelrede.“ „Der redliche Versuch, einem großen Zeitereigniß gleichsam eine geschichtliche Perspektive zu geben.“ „Ich bin nicht der Parteigänger, sondern der Erklärer meiner Gestalten.“ Und so weiter. Die schlichte Sprache bescheidensten Dichterstolzes. Die vox populi von Hamburg und Wien wird zum ersten Urtheil berufen. Und in Berlin hatten Sie am sechsten Oktober sofort einen Riesenerfolg. Lange Zeitartikel über die Unterdrückung des freien Manneswortes. Der Schmock der vossischen Erben verglich Ihr Schicksal hurtig dem der Kollegen Goethe, Molière, Grillparzer. Freund Kadelburg hatte gewiß eine schlaflose Nacht. Mit kühnem Sprung war der Dichter der „Gräfin Frixi“, des „Huckebein“, des „Blinden Passagiers“ endlich auf den Platz gelangt, den der Neid ihm allzu lange besitt.

Meine Ungeduld war kaum noch zu zähmen. Ein Bismarckdrama, dessen geschichtliche Treue der Polizeipräsident offiziell „feststellt“, ein echter Oskar, der dem armen Otto die längst vermißte „geschichtliche Perspektive“ giebt: wenn das Buch nur schon zu haben wäre! Erst am Zehnten konnte ich bei der mir benachbarten Firma F. Fontane & Co. kaufen. Schon die zweite Auflage! Natürlich. Nie habe ich freudigeren Herzens zwei Reichsmark geopfert. In ernster Feiertagsstimmung trug ich das Kleinod nach Haus.

Fürchten Sie, bitte, keine Geschmacklosigkeit! Ich habe weder das Bedürfniß noch das Recht, Ihnen eine Kritik zu schreiben. Das überlasse ich gern unserem begabtesten Theaterkritiker, Ihrem Neffen Siegfried Jacobsohn. Der wird, hoffentlich im sanften Ton familiärer Ehrfurcht, sagen, was zu sagen nöthig ist; ich muß mich darauf beschränken, ihn, wenn ers wünscht, auf manche keusch verschleierte Schönheit hinzuweisen. Ein Poet von Ihrer Erfahrung giebt sich ja nicht dem Wahn hin, er könne im Lande der Neidlinge nur Lob ernten. Rohe Burschen werden die mit verschwenderischem Reichthum gereimten Verse — ungefähr dreitausendfünfhundert — den besten Erzeugnissen der Pfefferkuchen- und Neujahrskartenfabrikation vergleichen und die verwirrende Ueberfülle der Bilder bespötteln. Ein Beispiel:

Wollt' ich Dir Erhöhung schenken,
Schürte ich des Krieges Bluth;
Eine Blindschnur würd' ich senken
Und die Felber würd' ich tränken,
Die getrocknet kaum von Blut.

Das ist ein Bißchen viel. Doch warum soll Kroesus knausern? In mir war

zunächst die Empörung über das Ihnen angethane Unrecht viel zu stark, als daß ich ruhigen Gemüthes mich an dem Kunstreiz Ihres Werkes zu freuen vermocht hätte. Heiß stieg mir während des Lesens immer wieder die Frage auf: Wie war es möglich, diese loyaleste aller loyalen Dichtungen auch nur für kurze Wochen zu verbieten? Auf die Hofbühne gehört sie, mit besserem Recht noch als „Der neue Herr“, „Willehalm“ und „Der Eisenzahn“; und müßte an jedem siebenundzwanzigsten Januar aufgeführt werden.

Denn Ihr Marko von Kastilien ist das Idealbild eines Königs. Er läßt sich von seinem Kanzler, der sich irgendwann einmal um das Land verdient gemacht haben soll, wie eine gepuhte Puppe behandeln, murrst nicht und will, als auch die Entscheidung, ob Friede, ob Krieg sein sollte, ohne seine Mitwirkung gefällt wird, bescheidenlich nur das Urtheil eines Thronrathes anrufen. Das sogar weigert der Kanzler; er allein will herrschen und ist dumm genug, dem König ins Gesicht zu sagen, „hinter seinen Thaten“ sei der Flay der „stummen Majestät“. Solchen Kanzler müßte auch der Sanftmüthigste entlassen. Und Marko grollt nicht. Mit schwerem Herzen willigt er in die Trennung von dem Alten, wählt dessen Liebling und besten Schüler zum Nachfolger, schickt einen saragenischen Heilkünstler als treuesten Wächter ins Jagdschloß des Entamteteten, eilt auf die erste Nachricht vom Leiden des Herzogs selbst herbei, läßt sich wie einen Heuchler behandeln und neigt sich dennoch tief vor „der Größe Adelsbrief“. Ein herrlicher Jüngling, in dessen Wesen nicht das kleinste Mal schwacher Menschlichkeit zu entdecken ist. Kein Wunder, daß ihm das Volk zujauchzt, in ihm den Bringer des Heils vergöttert.

Dagegen der Kanzler! „Viel zu groß und mächtig ist er, um auch Vater noch zu sein.“ Wie der Bankdirektor Rudolf Koch, der keine Zeit hat, sich um seine Kinder zu kümmern. Die erwachsene Tochter „möchte er wohl kennen lernen,“ kann ihr aber „nur das karge Pflichtheil schenken.“ Zu den Gesandten Mauritanians spricht er als „Mensch zu Mensch“. Weist den König barsch in eine Statistenrolle; höhnt ihn offen: er möge nicht wagen, die Macht an sich zu reißen und „sein eigener Seneschall zu sein.“ Renommirt mit seiner Größe, seinem Verdienst, mit dem Besiz unwandelbarer Volksgunst. Kennt sich den Freund seiner Archivare, deren Vorsicht ihn oft von hitzigem Thun abgehalten habe. Schreit dem kastilischen Lucanus ins Gesicht, er könne des „Thrones Pfeiler brechen“, wolle den König aber begnadigen. Kennt in seinem eigenen Wald nicht die Wege. Und muß in der letzten Lebensstunde gestehen, daß es vernünftiger gewesen wäre, nach einem Wächeln der Tochter, als nach der Herrschaft über ein großes Reich zu streben. . . Ein Staatsmann? Ein Niesen, indvieh mit Eichenlaub und Schwertern. Ein großmäuliger Kerl,

ders nur einem Märchenglück verdanken kann, wenn er in den Ruf eines schöpferischen Geistes gekommen ist. Wenn man sich peinliche Mühe gäbe, die Theaterfigur eines Ministers zu schaffen, die auch nicht einen einzigen Zug bismärdischen Wesens zeigt, wäre nichts Passenderes zu finden gewesen. Der König? Von ihm wird gesagt: „Manche plötzliche Entschliebung, die in heißer Wallung quoll aus der Stunde raschem Blutlauf, hat besänftigt jeden Groll“. Der König mag ähnlich sein. Darüber darf ich nicht urtheilen. Bin aber bereit, vor jedem Gerichtshof zu beschwören, daß der Kanzler nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit Bismarck hat und daß der Konflikt, dessen Opfer Der wurde, den von Ihnen geschilderten Vorgängen eben so gleicht wie Hamlets Geschichte dem Mythos von Herakles. Gliche er, ähnelte er ihnen auch nur, dann müßten wir den ersten Kanzler als einen frechen Becken belächeln, in dem dritten Kaiser einen Heros von stiller Seelengröße verehren. Und dieses Stück soll in Berlin nicht aufgeführt werden? Was denkt sich denn Herr von Borries? Ein sonderbarer Polizeipräsident. Wird diese „geschichtliche Perspektive“ dem deutschen Volk durch die poetische Kraft Ihrer Darstellung aufgezwungen, dann haben Sie auf den Schwarzen Adler mindestens eben so viel Recht wie der alte Menzel. Excellenz Blumenthal! Ich hoffe, es noch zu erleben. Jedenfalls: Ihr Gedicht muß auf eine berliner Bühne.

Kommt auch. Sicher. Baron Berger, der dem Hause Bülow befreundet, beim Kaiser beliebt ist, führt es in diesen Tagen in Hamburg auf. Aus Berlin werden zuverlässige Leute hinübergeschickt. Alfred Holzbock nennt es ein ehrliches Kunstwerk von hoher poetischer Gerechtigkeit und erzählt, der Autor habe sich zwanzigmal „vor coram publico“ verbeugt. Dann wird's schon gehen. Ich glaube nicht, daß Sie bis ins Oberverwaltungsgericht zu wandern brauchen. Weihnachten wird der tote Löwe lebendig werden.

Uebrigens: der Titel scheint mir nicht ganz zu passen. Sie dachten doch an die Geschichte aus dem Phaedrus? Von dem Esel, der, als er das Schwein und den Ochsen den sterbenden Löwen ungestraft mißhandeln sah, den Fuß hob und dem stehenden Feun die Stirn blutig stieß. Nehmen wir mal an, Ihr Herzog von Oliveto sei ein — immerhin recht räudiger — Löwe: wer mißhandelt ihn denn? Werden seine Briefe kontrollirt? Seine Gäste ausspionirt? Seine Kinder von Geheimpolizisten filirt? Wird er geächtet, allen Abhängigen unterjagt, mit ihm zu verkehren? Als Bismarck entlassen war, konnte ein Franzose aus Berlin schreiben: *Le lion est mort et les roquets sont en fête*. Bei Ihnen ist von einem Rödterfest so wenig zu merken wie von einem Bismarck. Ihr Kanzler wird höchst anständig behandelt. Das Bischen Komodienschranzenthum, das Sie zeigen, könnte selbst Ihrem kraftlosen Bramarbas nicht das Leben verleiden. Einerlei. Die Bescherung wird schön.

Gerade zur Weihnacht wollen wir Ihr geschichtliches Drama. Es ist, im besten Sinn, ein Weihnachtstück. Vor langen Jahren sah ich in Hamburg eins, das auch — den damals noch beamteten — Bismarck auf die Bühne brachte. Als klotzigen Riesen. Die anderen Minister wurden von Kindern dargestellt, thaten dem Rauhbein stets den Willen und riefen, so oft er über eine von ihm geforderte Maßregel abstimmen ließ, im Chorus: „Wir schließen flink uns, alle Mann, dem großen Präsidenten an.“ Ihre Verse sind viel besser (wie originell, zum Beispiel, der mehrfach wiederholte Reim „fröhlich“ „König“!) und ich erwarte deshalb bestimmt einen noch tieferen Eindruck. Auf zwei feine Züge werden Sie in Berlin freilich verzichten müssen. Der Herzog darf dem König nicht höhrend zumuthen, „sein eigener Seneschall zu werden“, und nicht daran erinnern, daß Markos Vorgänger unter das Entlassungsgesuch des Kanzlers einst „Niemals!“ schrieb. Macht nichts. Mahnt ohnehin bedenklich an die Ihnen verhassten Bräuche der Schlüsseldramatik. War am Ende schon bei der Niederschrift zum Censuropfer ausersehen.

Wenn Alles glücklich vorüber ist, müssen Sie aber der Geschichte noch ein Nachwort schreiben. Bitte! Bis dahin sind wir auf Vermuthungen angewiesen. Ich denke mir: es war eine Wette. In drei, längstens fünf Tagen ein Kinderverspiel fertig zu machen, das kein Theaterdirektor für eine Abendvorstellung annehmen würde, und mit diesem Spiel den Lorber des Dichters, die Eichenkrone des muthigen Bürgers und die größte Lantieme seit dem Köffeljahr zu erwerben. Alle Zeitungen mit Ihrem Ruhm, Ihrem Jammer zu füllen, von der Censur zugleich gekrazt und gestreichelt zu werden und die ruppigsten Feuilletonkläffer zu zwingen, über dem Strich Ihren Namen als des Freisten der Freien zu lesen. Gewonnen, Herr Doktor! Vorwort und Offener Brief haben ja ein paar Stunden gekostet; aber: glänzend gewonnen! Wer macht's Ihnen nach? Und wer weiß, ob in zwei Jahren Ihre geschichtliche Perspektive nicht noch auf die Hofbühne kommt und Sie den Orden erhalten, für den aufrichtige Dankbarkeit Sie jetzt schon empfehlen müßte?

Ein Schauspiel für Götter. Ein Spaß von wahrhaft aristophanischer Pracht. Schade, daß der Löwe nicht mehr lebt. Der Anblick hätte ihn sicher das „große Lächeln“ gelehrt, das Ihr zärtlicher Eifer ihm wünscht. Welch ein Herbst für Sie! Welche Wendung durch Gottes Fügung seit der Geburt des tiefen Idealistenwortes: „Nach der ersten Million schnapp' ich!“

In neidloser Bewunderung grüßt Sie am Columbastag Ihr ergebener

S.

Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Spe-
cialitäten in allen practischen
Größen und zu den mässigsten
Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Briefmarkenpreisliste

gratis. 30 000 Prots. Viele Abbildg.
Ank. v. Sammlung u. einzel. Marken.
Philipp Kosack, Berlin C.
Burgstr. 8. am Königl. Schloss.

Dramaturg

ehem. Leiter erstkl.
Bühnen, ähern. ge-
wissenh. Prüfung v.

Bühnenw. Bühnenreife Beschr. u. Vertr.
Off. u. B. 3845 Haasenstejn & Vogler A.-G., Leipzig.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gut-
achten gegen Mk. 0,50 für Porto
unter Couvert.

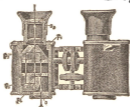
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Schriftsteller!

Wer für Romane, Novellen,
Gedichte und Dramen einen **er-
fahrenen, energischen Ver-
leger** sucht, der dem Fortschritte
seiner persönlichen Aufmerksamkeit
widmet, wende sich an die unter-
zeichnete Firma. Dieselbe über-
nimmt derartige Werke unter
günstigen Bedingungen in
Kommissionsverlag und gibt
ihnen in eigener Druckerei eine
moderne und geschmackvolle Aus-
stattung. In. Referenzen.

Strecker & Schröder,
Verlagsbuchhandlung
in Stuttgart.

Goerz-Triëder-Binocles



Für Theater, Jagd, Reise, Sport und Militärdienst. Unübertroffen
an Bildschärfe. Viernial grösseres Gesichtsfeld als Operngläser alter
Construction. In vielen Armeen eingeführt und amtlich empfohlen.
In Tragen und Handhabung bequem. Erhältlich bei den Optikern
aller Länder und bei

Optische
Anstalt

C. P. Goerz

Aktien-
Gesellsch.

Berlin - Friedenau 56.

LONDON

NEW YORK

PARIS

Nur ein

Grammophon

mit

Trompeten-Arm

reproduziert in bisher nicht erreichbarer Natürlichkeit Sprache, Musik, Gesang aller Cultur-Staaten.



Gesetzlich
geschützt.

Gratis und franco:

Illustrierte Kataloge

und internationale

Plattenverzeichnisse.

Nur echt mit Schutz-Marko.

Größtes Spezial-Geschäft für den Einzel-Verkauf von:

GRAMMOPHON-Apparaten

GRAMMOPHON-Automaten

GRAMMOPHON-Platten und Bestandteilen

„Grammophon“ H. Weiss & Co.,

BERLIN W. 8, Friedrichstr. 189. V.

Filialen: Hamburg, Neuerwall 17. Dresden-A., Wilsdrufferstr. 7.



Seelen erlöset:

I. N. R. I.

Frohe Botschaft
eines armen Sünderg

von
Peter Rosegger.

ca. 400 S., brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—,
halbj. Mk. 5.50.

Die Beschäftigung mit religiösen Fragen, welcher sich der Dichter bereits in seinem, zur Zeit in 23. Auflage vorliegenden Buche: „Mein Simonsfeld“ hingewandt hatte, erhält mit diesem Werke ihre Krönung. Es ist nicht nur und nicht weniger als die in das Bewusstsein der Menschheit gescheitete Verkörperung der Lebensgeschichte Jesu, wie sie ein armer, zum Tode verurteilter Mensch in den frohen Worten seiner Galgenpredigt — bis zum Troste und zur Freude — aus der Erinnerung seiner Mitarbeiter niederschreibt. Ein schönes und erhabenes Werk, welches dem Weg zum Herzen des Volkes führt.

Verlag von E. Staudmann, Leipzig.

In Heften 30—40 Pfg.

Religionsgeschichtliche
Volksbücher. 25 25

Die jetzt erdienen:

Quellen des Lebens Jesu.

Von Prof. Weiss, 40 Pfg.

Jesu (Doppelheft).

Von Prof. Baessler, 40 Pfg.

Entstehung d. Neuen Testaments.

Von Prof. Reismann, 30 Pfg.

Vorbereitung des Christentums

in der griechischen Philosophie.

Von Prof. Pfeifferer, 40 Pfg.

Seelenwanderung.

Von Prof. Reinhold, 40 Pfg.

— die Doms in 10 Pfg. mehr. —

— Doppelheft gratis. —

So beziehen können und bestellend von jeder Buchhandlung sowie vom Verlage, der gegen 3 Mk. Einschub-Rente anlegt, um die Hefen jeweils nach Erscheinen zu versenden. Preisbroschüre (manusk.) 1 Ddfr Mk. 2.10 in Folio.

Gebauer-Schwefföhe
Balle a. S.

EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Industrie
REICK bei DRESDEN.



KOBOLD
NOVA
NIXE
SIRENE
AFPI
FAVORIT
GERMANIA
EXCELSIOR
ALLES ZUBEHÖR

PLATTEN CAMERAS
FILM-CAMERAS
UNIVERSALCAMERAS
KLAPP-CAMERAS
SCHLITZVERSCHLUSS
REISE-CAMERAS
OBJECTIVE u.s.w.

Durch alle Handlungen
Preisliste

zu beziehen,
kostenlos.

Detektiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Kossenerstrasse 20,
besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. aller-
orts, Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

➡ Zur gefl. Beachtung! ➡

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuch-
handlung **Arwed Strauch** in **Leipzig** betr.

„Genesis“, Das Gesetz der Zeugung.

Erfahrungen und Erforschungen von **Prof. G. Herman**.

Außerdem liegt der Auflage noch ein Prospekt bei betr. der in der **Verlags-**
anstalt Alexander Koch in **Darmstadt** erscheinenden neuen Zeitschrift

„Kind und Kunst.“

Illustrierte Monatshefte zur Pflege der Kunst im Leben des Kindes.
(Kannte wegen verspäteter Lieferung der vorigen No. nicht beigelegt werden.)

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen

Nachstehende
Schriften von

Fritz Wüst

erschienen in
uns. Verlage:

Die Neue Weltanschauung.

Aus dem Inhalt: Schopenhauer und die Religion. — Schopenhauers Moraltheorie. — Nietzsche's Herrenmoral und die christliche Moral. — Kritik der modernen Gesellschaft (Fort-schreitende u. rückschreitende Gesellschaft. Demokratismus u. Anarchie. Die Frauen-bewegung. Die Prostitution. Die Ehe. Die modernen Juden. — etc.) — Ideale Forderung.

Dr. J. Lanz-Liebenfels schreibt im *Grazer Tagblatt* über das Buch: „Eines der besten und gemeinverständlichsten Bücher, das in jüngster Zeit über Rassen- und Menschenrecht geschrieben wurde, ist „Die neue Weltanschauung“ von Fr. Wüst. Der Inhalt des Buches beweist auf jeder Seite, dass der Verfasser ein hochrassiger Mensch ist, einer von denjenigen, die die angetrampelten und zur Tränke und zum Futtertrog führenden Wege der grossen Menschenherde verlassen haben und eigene Pfade wandeln. „Was wir brauchen, ist eine neue Umwertung aller Werte; eine rückwärts gebogene! Der Herrenaufstand gegen den Sklavenaufstand . . .“ — Der **Herrenaufstand**, der that uns not! Damit hat Wüst ein glückliches, die gegenwärtige Lage kennzeichnendes Wort geprägt . . .“ etc. etc.

Ideale Erziehung.

„Auch dieses Buch von Wüst zeigt dieselben Vorzüge wie die *Neue Weltanschauung*. Der Verfasser ist ein ausgesprochenes Formalent. Wenige Essayisten schreiben eine so markige und prächtig dahinfließende Sprache. Gedanklich steht *Ideale Erziehung* etwas hinter Wüst's zweitgenanntem Werk zurück, indem Wüst kein originelles Ideal als Erziehungsziel aufstellt; trotzdem verdient das Buch die grösste Aufmerksamkeit aller derjenigen Menschen . . . Der Mensch muss darüber informiert werden, was er als Einzel- und Artwesen zu thun hat. Wüst hat auch diesen Gedanken angedeutet, jedoch nicht mit wünschenswerter Plastik durchgeführt. Das Zeug dazu hätte er!“ *Die Umschau, Frankfurt a. M.*

Die Neue Kunst.

Aus dem Inhalt: Die Renaissance und die Jetztzeit. — Beweis der Unhaltbarkeit der Schopenhauerschen Kunsttheorie. — Georg Hirth. — F. Gregori. — Schriftsteller der Wahrheit und der Lüge. — Otto von Leisner. — Nietzsche und Prof. Dr. Kaftan. — Ibsen. — Wilhelm Raabe. — Die neue Kunst.

(Preis jedes Werkes: brosch. M. 2,—; fein geb. M. 3,—)

Ueber die Freiheit des Willens.

Philosophische Abhandlung. (Preis M. 1,50.)

Verlag Hans Priebe & Co., Steglitz—Berlin.

P. P. Liebe

Vorfasser der „*Seelen-Aristokraten*“ etc zeigt an, dass er Charakter, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer *Handschrift* erforscht. Distinguierte eingeschränkte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methoden. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-Analysen des Entdeckers der Psychographologie unterscheiden sich streng von alltäglichen Handschriftenbeurteilungen. Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis reizen als der Kitzel der Sensation, mögen brieflich anfragen. Sie empfangen frei und unverbindlich: die **Bedingungen** für Charakterbeurteilungen und intensiv anregende Broschüre.

Adr.: **P. P. Liebe**, Schriftsteller, Augsburg.

Billige Briefmarken. Preis-
gratia.
Rud. Keil, Gablonz a. N. Austria.

Unsere Cigarren

D. R. P. No. 28532.

sind die **einzigsten**, welche
ohne Chemikalien
nicotinunschädlich
gemacht werden.

Aerzlich überall empfohlen!
Man verlange Preisliste.

C.W. Schliebs & Co. Breslau X.

Verlag von **CARL GRÜNINGER** in **STUTT GART**.

Die

Neue Musik-Zeitung

füllt in ihrer neuen Erscheinung unter den Fachzeitschriften eine wesentliche Lücke aus. Sie bietet nicht bloss dem Musiker orientierenden und anregenden Lesestoff, sondern ist zugleich das Organ aller Studierenden, Lehrer und

der gebildeten musikalischen Familie,

die auf eine sachliche, vornehme, idealen Zielen zustrebende Lektüre Wert legt. Die Neue Musik-Zeitung bildet somit auch das rechte

==== musikalische Ergänzungsblatt ====

zur guten Zeitschriftenliteratur des deutschen Volkes.

Aus dem Programm: Aesthetische, historische, pädagogische Artikel von den besten zeitgenössischen Schriftstellern. Vollständige Tonsatz- und Formenlehre in Fortsetzungen. Musikalische Zeitfragen, Deutsche und ausländische Musikberichte, Instrumentenkunde, Biographische Skizzen mit Porträts. Feuilleton. Aus dem Leben unserer Künstler. Musikhistorische Novellen. Liedertexte.

Jede Nummer enthält Musikbeilagen in Grossformat, darunter Kompositionen von: Wilhelm Berger, Jaques-Dalcroze, Paul Geisler, Cyrill Kistler, Arno Kleffel, Felix vom Rath, Karl Reinecke, Max Reger, Max Schillings, Heinrich Schwartz, Ludwig Thuille, Fritz Volbach, Nicolai v. Wilm, E. Wolf-Ferrari usw. usw.

Der Jahrgang enthält 24 reich illustrierte Nummern.

Preis **M. 1.50** im Vierteljahr.

Probenummern sind kostenlos zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung sowie direkt vom

Verlag der Neuen Musik-Zeitung in Stuttgart.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 48. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52, IV. Quartal des XII. Jahrgangs),

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden von jeder Buchhandlung entgegengenommen.

A. Jandorf & Co.

Spittelmarkt 16/17 **BERLIN** Brunnenstr. 19/21
Ecke Leipziger Strasse Ecke Veteranen-Strasse

Belle-Alliancestr. 1/2 * Grosse Frankfurterstr. 113
Am Blicherplatz Ecke Andreasstrasse

Unsere

Photographischen Ateliers

sind von morgens 8 Uhr bis abends 9 Uhr geöffnet.

Aufnahmen in bekannt künstlerischer Ausführung.

Kolorierte Bilder • Platin-Bilder.

Vergrößerungen

nach jeder vorhandenen Photographie (auch von verblassten Bildern) bis zur Lebensgrösse unter Garantie vollster Aehnlichkeit. Ausführung auch in Pastell, Oel, Aquarell und allen modernen Arten.

1 Dtz. Visit-Bilder (1 Person) 1⁸⁰_{M.}

1 Dtz. Kabinett-Bilder (1 Person) 4⁸⁰_{M.}

1 Dtz. Postkarten (1 Person) 1²⁰_{M.}

NEU! Diaphanienartige **NEU!**
Photographien
als Fensterschmuck.

Wir empfehlen.

Mosel-Wein

1899^{er} Lieserer, leicht, flüchtig . . 1/2 Fl. M. l.—.

Das ganze Wachstum direkt vom Produzenten
Herrn Jacob Hower-Pauly in Lieser angekauft.

Rhein-Wein

1899^{er} Dürkheimer angenehm, mild 1/1 Fl. M. l.—.

Das ganze Wachstum direkt von den Produzenten
B. Hessel's Erben, Wwe., Hendrich in Dürkheim angekauft.

Bordeaux-Wein

1899^{er} La Marche Fronsac, mild, 1/1 Fl. M. l.—.

Bei grösseren Bezügen die in unseren
Preislisten angegebenen Ermässigungen.

M. Kempinski & Co.

BERLIN W.

Leipziger Strasse 25.

Prachtstücke für die Sammelmappen. Gediegener Zimmerschmuck.

Meisterwerke der Malerei

~~~~~ Alte Meister ~~~~~

mit begleitendem Text von Wilhelm Bode und Fritz Knapp.

In tadelloser Ausführung hergestellte **Kupferdruck-Reproduktionen** zu einem bisher noch nicht dagewesenen erstaunlich billigen Preise wird hier **das Beste aus der Malerei fest aller Jahrhunderte und Nationen** geboten. Die Bilder sind den kostbaren Mezzotintos der englischen Kupferstecher des XVIII. Jahrhunderts täuschend ähnlich. Die Auswahl ist eine sehr sorgfältige, neben bekannten Werken werden viele schwer zugängliche aus Privatsammlungen herangezogen.

Die Sammlung besteht aus 24 Lieferungen à 8 Mk. = 3 K. 60 h., die in 8 resp. 4 wöchentlichen Pausen erscheinen. Jede Lieferung enthält 3 Kunstblätter auf feinstem Kupferdruckpapier in der Grösse von 51:39,5 cm, Bildgrösse ca. 35:25 cm nebst 3 Blatt erläuternden Textes in wirkungsvollem Umschlage. Der **aussergewöhnliche billige Preis** wird umso mehr überraschen, als Kunstblätter in der gleichen Grösse **bislang mit 6 Mk. pro Setz.** bezahlt wurden, während jede Lieferung der Meisterwerke, enthaltend 3 Kunstblätter, nur 3 Mk. kostet.

Zu beziehen gegen monatl. Teilzahlungen von 3 Mk. resp. 4 Kr. 8. W. durch

**Karl Block, Buchhandlung, Breslau I., Feldstr. 31 c.**

~~~~~ Prachtvoller Prospekt mit Probebild No. 25 gratis und franko. ~~~~~



Mohamed Cigaretten

Die Perle des Orients

Carton à 10 Stück

222 222 222 222 222 222 222 222 222 222
10 10 10 10 10 10 10 10 10 10
N^o 10 • 100 P^t

erhältlich in den Cigarrengeschäften
nur echt mit Firma auf jeder Cigarette.
Oriental-Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, Dresden.

Über siebenhundert Arbeiter.



Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der
Königlichen National-Galerie
und anderer Kunstsammlungen
Berlin W., Markgrafenstr. 57
Filiale: Potsdamerstr. 23.

Der illustrierte Katalog wird auf
Verlangen kostenfrei zugesandt.

Am 23. Oktober erscheint

Similde Begewalt.

Roman von Franz Adam Beyerlein.

Preis brosch. 3,50, geb. 5,— Mk.

Vorausbestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Vita, deutsches Verlagshaus, Berlin N.W. 52.

Mädler's Patent-Koffer

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau. Preislisten gratis.

Verkaufslokale: **Leipzig** **Berlin** **Hamburg**
Petersstr. 8. Leipzigerstr. 101/102. Neuerwall 84.